

Ida Boy-Ed

Die Glücklichen

1. KAPITEL

Es war um jene Zeit des Jahres, wo überall in Deutschland Manöver stattfanden. Auch in dem kleinen Winkel des Reichs, der sich aus hanseatisch-lübeckischem und mecklenburgischem Grund und Boden zusammensetzt und sich an dem südlichen Ufer der Travemündung hinzieht, gab es Divisionsmanöver. Von der alten Königin der Hansa, von Lübeck, bis zu dem Gestade der Ostsee herrschte das frohe Leben, das zahlreiche Einquartierung mit sich zu bringen pflegt. Die Nächte der großen Biwaks standen noch bevor; die Bevölkerung der Gegend erwartete sie, wie man eine Volksbelustigung erwartet. Aber die einzelnen Bataillone hatten da und dort ihre kleinen Vorpostenbiwaks, und auch am Abend des 1. September sah man auf einem weiten Stoppelfelde ein rühriges Leben.

Zwischen dem Felde und dem Fluß zog sich die Landstraße nach dem Mecklenburgischen hin. Die sinkende Sonne gab dem wolkenlosen Himmel und dem glattfließenden Stromspiegel einen gelbroten, metallischen Glanz. Der sich hinter der Kieferschonung erhebende Laubwald begann zu düstern; das weiße Band der Landstraße, das aus ihm sich

hervorschlängelte, zeigte sich zuweilen von Staub überwirbelt, dann rollte ein Wagen heran, der von Lübeck kam und nach Schlutup fuhr. Das Rollen der Räder ließ eine kleine Gruppe von Offizieren, die vor dem runden Bataillonszelt um einen Tisch saßen, jedesmal aufspringen und mit einer gewissen Enttäuschung sich wieder setzen.

»Allmer,« sagte ein junger Offizier zu einem Einjährig-Freiwilligen, der am Tische stand und sich ein Glas Wein eingoß, »deine Mutter kommt nicht mehr.«

»Ganz gewiß, lieber Schmettau, Beatrix wird schon dafür sorgen.«

»Im Grunde ist es auch viel verlangt, daß die Frau Gräfin zwei Stunden fahren soll, um uns zu besuchen, oder vielmehr, um Komtesse ein Biwak zu zeigen.«

Herr v. Schmettau sah nach der Uhr.

»Etwas nach sieben.«

In diesem Augenblick kam der Bursche des Herrn v. Schmettau über die Koppel dahergerannt. Ehe er seine Meldung ausgerichtet hatte, wußten die Herren ihren Inhalt schon, denn zugleich erschien vom Dorf her auf der Landstraße das Fuhrwerk der Gräfin Allmer. Die Offiziere – es waren ihrer vier an der Zahl – beeilten sich, dem Wagen entgegenzugehen. Das bräunliche Antlitz des Leutnants v. Schmettau überzog sich mit feinem Rot, seine braunen Augen leuchteten warm auf, als er, gleich den übrigen, schon von fern die Insassen des Wagens mit militärischen Grüßen willkommen hieß. Der junge Graf Allmer hielt sich ein wenig zurück. Hier im Biwak durften die militärischen Rangunterschiede doch nicht ganz außer acht gelassen werden.

Die drei Damen dankten aus dem Wagen mit ruhiger Freundlichkeit. Dann hielten die vier Pferde mit einer kunstgerechten Plötzlichkeit, die der ganze Stolz des alten Wohlers, des ergrauten Familienkutschers des Hauses Allmer, war. Ehe jedoch der Diener vom Bock herunterkam, hatte der Major v. Beulwitz schon den Schlag geöffnet und reichte der Gräfin die Hand.

»Gräfin, welche Freude! Wollen Sie und die Damen gütigst den Zustand übersehen, in dem wir uns präsentieren müssen.«

Die Gräfin lächelte:

»Wie kann ein Offizier vorteilhafter erscheinen. Aber, Sie gestatten ... liebe Dorothea, ich stelle dir hier Major von Beulwitz vor. Du weißt, er und sein Bruder Fritz waren die Gespielen meiner Kindheit. Fräulein von Allmer, eine Cousine meines Gatten, die jetzt bei uns auf Allmershof lebt.«

Der kleine dicke Major, dessen Gesicht von Zufriedenheit glänzte, verneigte sich vor den Damen. Die Gräfin war eine hochgewachsene Frau, deren schönes und stolzes Gesicht kaum von den vierzig Jahren sprach, die ihr doch die Gegenwart zweier erwachsener Kinder bezeugten. Ihr welliger, brauner Scheitel umkränzte eine glatte Stirn. Wenn sie lächelte, sah man schöne Zahnreihen. Die Farben ihrer Wangen waren frisch.

Fräulein v. Allmer, fünf Jahre jünger als die Gräfin, hatte trotzdem ein älteres Aussehen; ihre feinen Züge vertieften sich, sowie das Gesicht in Bewegung kam, bis zur Schärfe. Ihre schöne Gestalt hingegen bewegte sich mit vollendeter Sicherheit.

Beulwitz beeilte sich, seinen kleinen Stab vorzustellen. Der Hauptmann v. Santen und der Oberleutnant Lobedan

verneigten sich ehrerbietigst, Schmettau als Freund des jungen Grafen bedurfte keiner Vorstellung.

»Aber wollen Komteß nicht aussteigen?« fragte der sehr blonde Leutnant Lobedan.

»Sieht das lustig aus!« rief Beatrix, von ihrem erhöhten Standpunkt das Bild militärischen Lebens betrachtend.

»Kommen Sie, in der Nähe ist es noch lustiger,« bat Schmettau. Ihre großen, dunklen Augen wanderten hin und her: sie streiften bald den einen Leutnant, bald den anderen, bald das Lager und liefen flüchtig über den Bruder hin.

»Schmettau – wie unausstehlich Sie mit der staubigen Feldmütze aussehen. Du, Botho, sei um Himmels willen mit dem Korb da vorsichtig, euer ganzes Frühstück für morgen früh ist darin. – Sie – Leutnant Lobedan! Wie sind Sie mit Botho zufrieden? Nicht wahr, ein Moltke geht nicht an ihm verloren?«

Sie reichte dem langen Leutnant beide Hände und sprang aus dem Wagen, wobei ihr die kleine Jockeimütze vom Haupt fiel und ihr knabenhaft kurzverschnittenes dunkles Haar zu sehen kam. Schmettau hob das Mützchen auf, sie pustete den Staub davon und setzte es sorglos, ob's kleidsam oder unkleidsam saß, wieder aufs Haupt. Beatrix war kleiner als ihre Mutter, von ungemein zierlichem Wuchs und rastloser Beweglichkeit. Die sprühenden Augen paßten zu dem bräunlich-blassen Gesichtchen, in dem ein zierliches Näschen mit nervös-bewegten Flügeln sich ein wenig keck emporhob.

»Mit Ihrem Bruder, Komtesse, verlieren wir, wenn er gleich nach dem Manöver abgeht, den liebenswürdigsten Soldaten aus meiner Kompagnie. Vielleicht hebt es ihn in

Ihren Augen, wenn ich Ihnen sage, daß er mit der Anwartschaft auf den Reserveoffizier entlassen wird.«

»Ich freue mich, daß er überhaupt entlassen wird. Bei uns ist es sterbenslangweilig. Und ich mag Botho im bunten Rock nicht leiden. Blonde Männer sollten nur bei Truppen mit blauen Aufschlägen dienen, der rote Kragen steht nicht zum hellen Haar. Ach ja so – pardon.«

Leutnant Lobedan war noch blonder als Botho. Aber die Herren lachten alle drei, am herzlichsten natürlich der dunkle Schmettau.

»Freuen Sie sich nicht, Schmettau,« rief Beatrix ebenfalls lachend, »deshalb sind Sie doch lange noch nicht gefährlich.«

Die jungen Nachzügler trafen vor dem Bataillonszelt ein, wo sich die Burschen unter der Leitung des gräflichen Dieners alsbald daran machten, einen improvisierten Abendtisch mit dem Inhalt der Körbe zu besetzen. Unfern des Tisches, in einem tiefen Loch, das man in den Boden gegraben, wurde ein Feuer entzündet; ein Feldkessel hing an einem angekohlten Holzstabe, der quer über dem Loch lag, mitten in den Flammen. Beatrix war außer sich vor Vergnügen.

»Mama,« sagte sie, »ich darf doch heißen Punsch mit trinken? Sonst ist das Vergnügen nur halb.«

»Beatrix,« sagte Botho leise zu seiner Schwester, »habt ihr heute Besuch gehabt?«

Sie sah ihn erstaunt an.

»Besuch? – Wer sollte zu uns kommen? – Der Pastor war da und hat mich zu Gevatter gebeten bei seinem siebenten Kinde.«

»Sonst niemand?« Er seufzte.

Beatrixens laute Antwort war von den beiden Offizieren vernommen worden.

»Um Gottes willen – sieben Kinder! Und einer von uns oder gar mehrere haben das Glück, übermorgen dahin in Quartier zu kommen,« rief Lobedan.

»Was sagen Sie, Herr Leutnant? Mama will, daß der arme Pastor keine Einquartierung bekommt, und übermorgen werden Sie und – ich glaube – noch sechs Offiziere bei uns einziehen. Dann muß Mama einen kleinen Ball improvisieren.«

»Herrlich – eine famose Idee!« rief Lobedan.

»Werdet ihr die Baronin Pantin einladen? Bestimmte Mama dazu,« sprach Botho hastig.

»Die Pantin hat gar keinen Besuch gemacht,« antwortete Beatrix bedenklich, »und ich weiß sowieso nicht, ob Mama ...«

»Komteßchen – meine Herren,« rief hier Beulwitz, »der Tisch ist fertig. Frau Gräfin bittet.« – Auf der von Damast überdeckten Tischplatte drängten sich Schüsseln, Gläser, Flaschen im engen Durcheinander. Die Gesellschaft fand auf Feldsesseln Platz, und als deren zwei fehlten, rückten Schmettau und Botho die Kiste der Kompagnie heran, um sich darauf zu setzen.

Die Schatten über dem Walde waren schwärzer geworden, mit der Dämmerung wehte es leise herab durch die Lüfte. Die Holzstöße wurden entzündet, mächtig lohten die Kienfeuer in gerader Flammensäule empor, umspielt und überwölkt von leichtem Rauch. In den Strohschütten verkrochen sich Soldaten; andere standen in Gruppen um einzelne Zivilisten, die gekommen waren, hier ihre Einquartierung von gestern zu besuchen und zu bewirten; um das

offene Feuer der Husaren, die wegen ihres bevorstehenden nächtlichen Aufbruchs Strohschütten und Einfriedigung verschmäht hatten, sammelte sich die Jugend aus dem nahen Dorf. Die schweren und großen Körper der Pferde hoben sich in schwarzen Silhouetten von dem fahl und fahler werdenden Abendhimmel ab.

»Wie schön das ist,« sagte Beatrix begeistert. Die Gesellschaft war sehr mit dem Essen beschäftigt. Beulwitz erzählte, daß sie heute mittag, trotz eines kleinen Konservenvorrats, nichts genießen konnten. Gerade als man hätte abkochen wollen, sei der feindliche Vorposten so freundlich gewesen, sie zu überfallen.

Beatrix begriff nicht, wie man in einer so romantischen Umgebung von Hunger reden mochte; sie sprach es zwar nicht aus, aber Leutnant Lobedan zog sich ihre tiefe Verachtung zu, weil er sich sehr eingehend mit den Vorzügen einer kalten Rebhuhnpastete bekanntmachte. v. Schmettau hingegen legte Messer und Gabel hin und bemühte sich, eine halblaute Unterhaltung mit ihr anzufangen.

»Ja, ja, Fritz und ich waren wilde Kinder, wenngleich ich eine Ungebundenheit, wie Beatrix sie zu meinem steten Kummer zeigt, nicht besaß.« Dabei drohte die Gräfin mit dem Finger, und aus ihren sonst ein wenig kalten Augen brach ein Strahl von Liebe, ja von Anbetung zu ihrer Tochter, daß der Scheintadel nur schwer das mütterliche Entzücken verhüllte. »Und Sie sagen, Fritz sei so ruhig geworden?«

»Nicht ruhig, aber ernst und beherrscht. Das bringt seine Pflicht so mit sich – als Prinzenerzieher – was wollen Sie? Prinz Leopold ist wohl seiner Zucht jetzt, aber nicht seiner Begleitung entwachsen. Im Augenblick macht er mit dem Prinzen eine Reise an befreundete Höfe; auch ein Besuch

des mecklenburgischen Hoflagers ist vorgesehen, dem eine Fahrt nach Kiel zur Besichtigung der dortigen Fortifikationen folgen soll,« erzählte Beulwitz.

»So streifte Ihr Bruder unsere Gegend? Wenn Sie ihm schreiben, erinnern Sie ihn doch daran, daß hier seine Jugendgespielin lebt. Auch Prinz Leopold macht es vielleicht Vergnügen, die wiederzusehen, die an seinem Taufstage ihn in die Arme seiner königlichen Patin legte. Ich war damals Hoffräulein bei der Mutter des Prinzen,« fügte sie für Dorothea hinzu.

»Wie ist mir denn?« rief diese lebhaft. »Eine Freundin aus Schwerin schrieb mir in diesen Tagen, daß man Ende August oder Anfang September den Prinzen Leopold dort erwarte.«

»Herrlich,« konnte hier endlich Beatrix einfallen, »dann träfe es am Ende, daß der Bruder vom Herrn Major mit dem Prinzen käme, wenn wir Einquartierung haben. Nicht wahr, Mama, dann gibst du rasch einen Ball, so einen riesig gemütlichen Manöverball, zu dem man noch am Tage vorher einladen kann.«

»Aber, Kind,« begann die Gräfin mit schwachem Widerstreben. Beatrix sprang auf und fiel ihr um den Hals. »Ich lasse dich nicht eher los, als bis du ja sagst,« rief sie. »Dann sagte ich nie ja,« murmelte Lobedan, worauf Schmettau halblaut ihm zubrummte:

»Kolossal überflüssige Bemerkung.«

»Bitte, Gräfin« – »bitte, Mama,« beschworen nun auch Beulwitz und Botho.

»Wo sollen wir genug junge Damen herbekommen,« sagte die Gräfin, schon halb gewonnen. Ihrem stürmischen Kinde eine Bitte abzuschlagen, war ihr unmöglich.

»Oh,« rief Beatrix sich aufrichtend, »die Bülows und die Randaus – das sind schon fünf Töchter und zwei Mütter, oder wenigstens eine. Die Baronin Randau tanzt, wie du, Mama, nicht mit ihren Töchtern zusammen. Dann ist Dorothea da – du tanzest doch, Tante? Du hast ja einen Ruf als elegante Tänzerin gehabt, sagt Mama ... dann bin ich da und die älteste Pastorentochter; auch die Pastors vom Nachbardorf haben zwei hübsche Pensionärinnen aus guter Familie, und zu allerletzt: lade die Pantin ein.«

Bothos junges Gesicht versteinerte sich in Spannung. Seine blauen Augen hingen am Munde der Mutter.

»Die Pantin?« fragte Beulwitz, »von den holsteinischen Pantins?«

»Ich weiß es nicht,« sagte die Gräfin mit Zurückhaltung. »Denken Sie: eine Viertelmeile vom Schlosse Allmersdorf liegt eine Villa, die sich vor zehn oder zwölf Jahren ein reicher Russe dort erbaute. Grund und Boden hatte er meinem Gatten für eine übergroße Summe förmlich abgezwungen. Der Mann ward seiner Laune bald überdrüssig. Er zog fort – und seitdem wird das Gebäude vermietet. Nur selten fand sich im Sommer jemand, der so viel Geld und Mühe an einen so einfachen Aufenthalt verschwendete. Aber wer die Villa nimmt, gilt von vornherein für einen Millionär in der Gegend. Nun plötzlich, nachdem die Villa ein Jahr leerstand, hat sie am Ausgang des Sommers eine Mieterin gefunden, die allem Anschein nach auch den Winter dort wohnen will.«

»Und das ist die Baronin Pantin?« fragte Schmettau.

»Die Baronin Pantin. Sie hat noch keinen Besuch gemacht. Man weiß nichts Bestimmtes von ihr; sie sei Witwe, heißt es; sie habe an allen Höfen Europas gelebt, sagt

die Randau; sie sei gefährlich schön, aber jetzt DEMI PASSE. Ich habe im Gothaischen nachgesehen, da ist eine Lydia Pantin geborene Baroneß Sobodka aufgeführt – das könnte sie sein! Wohl aus irgendeinem jener ›romantischen‹ Länder gebürtig, dem Namen nach wenigstens. Kann ich eine so ›schwankende‹ Gestalt einladen?« scherzte die Gräfin.

»Wenn sie erst Besuch gemacht hat – weshalb nicht,« meinte der Major. »Ich habe von der Frau gehört. Sie ist weder aus Rumänien noch Serbien, sondern aus gutem deutsch-österreichischen Hause. Ihr Mann gilt als verschollen. Man sagt, er sei bei einer asiatischen Forschungsreise von dem Pfeil eines Turkmenen hingestreckt. Die Baronin hat in der internationalen Gesellschaft, die in Nizza, Baden-Baden und so weiter verkehrt, wegen ihrer Schönheit und ihres Geldes, das sie nach dem Tode respektive der Entfernung ihres Gatten erbt, großen Ruf. Auch in Paris spielte sie eine Rolle. Doch kann ich Ihnen versichern, daß ich die Frau in der ersten Gesellschaft traf, und daß es notorisch ist, daß sie in Italien und Wien bei Hofe verkehrte. Auch in Berlin, wo sie bis vor kurzem lebte, hätte ihrer Einführung wohl kaum etwas im Wege gestanden, wenn sie selbst sich nicht so sehr zurückhielt.«

»Aus der großen Welt an unseren stillen Strand!« rief Fräulein Dorothea. »Welch ein Wechsel!«

»Vielleicht war die Baronin Pantin – müde,« bemerkte Hauptmann v. Santen.

Botho, der nicht zu wünschen schien, daß man die Dame noch eingehender besprach, sprang auf:

»Wollen wir einen Rundgang machen, Beatrix. Sieh, es ist ganz dunkel geworden, und vor neun Uhr müßt ihr uns

verlassen. Das ist so Biwakordnung. Tante Dorothea, gehst du mit?«

»Beulwitz und ich bleiben sitzen,« sprach die Gräfin. »Anton kann abräumen; Schmettau, rufen Sie doch Ihren Bur-schen zur Hilfe.«

»Es ist kalt, Frau Gräfin,« mahnte der Major, während die beiden Damen mit den Offizieren sich zwischen den umher-stehenden Soldatengruppen verloren. »Rücken wir unsere Sessel näher zum Feuer.«

So saßen sie denn, zu ihren Füßen die lodernde Flam-me, über der vorhin der Feldkessel gehangen, und die Glut bestrahlte ihre Gesichter.

»Gräfin,« begann der Major nach einer Pause, »darf ich Ihnen sagen, daß es mich unendlich froh macht, Sie wie-dergesehen und Sie so sichtlich in der Fülle eines stolzen Glückes gefunden zu haben? Wie lebhaft erinnere ich mich der Zeit, als Sie in die Welt geführt wurden und Fritz und ich mit der Vertraulichkeit großtaten, die zwischen uns und der jungen, so viel gefeierten Schönheit jenes Winters herrschte. Wir waren grüne Jungen, Sie behandelten uns . . . mit einer gewissen Leutseligkeit. Fritz und ich waren – jetzt darf ich's ja gestehen – beide in Sie verliebt. Aber ehe der Student und der Fähnrich sich geeinigt hatten, wer zuerst mit einem Ge-ständnis vorgehen solle, kam Graf Allmer und beraubt un-seren kleinen Hof seiner schönsten Zier. Ich erinnere mich weiter, daß man damals davon sprach, der Graf sei zu alt für Sie, Sie würden nicht glücklich werden. Aber so konnte das Schicksal sich nicht selbst widersprechen, es konnte nicht ein Wesen mit allen Gaben und Ansprüchen ausstat-ten, glücklich zu machen und glücklich zu sein, um es nach-her um seine Forderungen zu betrügen. Sie *sind* glücklich!«

»Ja,« sagte die Gräfin aus tiefem Herzen und reichte dem Jugendgenossen die Hand, »ich bin glücklich. Ich war jung, schön – arm. Der Name und der Reichtum – beides bot mir Graf Allmer – reizten mich, und ich habe es nie bereut. Mein Gatte und ich hatten die gleichen Daseinsbedürfnisse, in der Arbeit sowohl als im Vergnügen. Das ist für eine Ehe oft wichtiger und glückbringender als alle Liebesleidenschaft. Er starb früh – aber er ließ mir meine Kinder! Sie kennen beide! Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich Ursache habe, ihrer froh und stolz zu sein? Ja, ich bin glücklich! Mein Dasein war reich an Frucht, reich an Glanz. Alles gedieh unter meinen Händen, mein Glück schien sich auf die Lieben meines Kreises zu übertragen. Niemals hat der Schatten eines Familienzwistes oder einer unedlen Leidenschaft über meinem Hause geruht. Was kann ich Besseres tun, als dankbar mein Glück erkennen und den Überfluß benutzen, auch in den Hütten der Armut Licht zu verbreiten.«

Der Major sah treuherzig in das stolze, von der Flamme bestrahlte Gesicht der Frau, die so freudig und doch im Ton der Dankbarkeit von ihrem Leben sprach. Er hatte eine gewisse unklare Empfindung, als ob in diesem Lebensbild dennoch einige Farben fehlten, aber er war viel zu einfach im Denken, um sich klarzumachen, welche, und noch viel weniger imstande, diese Empfindung in Worte umzusetzen.

»Mögen Beatrix und Botho Ihnen niemals Ihr Glück stören! Beatrix hat so was von einer Dynamitpatrone an sich,« sagte er lächelnd.

»Ja,« gab die Gräfin zu, »die Kleine ist aus Quecksilber und Feuer zusammengesetzt. Ein entzückendes Temperament. Es wird die Aufgabe ihres Gatten sein, es zu zügeln, und wenn ich nicht ganz blind bin, glaube ich, daß auch

hier mir das Geschick eine Sorge abnahm, noch ehe ich sie fühlte.«

»Sie denken an Schmettau?« fragte der Major.

»Allerdings. Sie wissen, er hat seit seiner Kadettenzeit in Plön alle Ferien bei uns zugebracht, er kennt Beatrix auf und nieder, eine kleine Liebelei entspann sich schon vor zwei Jahren, als er zuerst als Leutnant bei uns erschien. Ich sagte Günther aber damals, daß Beatrix erst achtzehn Jahre alt sein müsse, ehe er mit seiner Werbung ihre Ruhe stören dürfe. Schmettau ist arm, aber aus alter Familie und ohne jeden Anhang, und anstatt eine Tochter fortzugeben, bekomme ich einen Sohn mehr, dessen Liebe ich sicher bin.«

»Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück,« sagte Beulwitz.

»Da erleben wir wohl noch im Manöver eine Verlobung?«

»Wer weiß?« meinte die Gräfin. »Jedenfalls ist es mein Wunsch, daß Schmettau nach dem Manöver, wenn auch Bothos Militärjahr zu Ende geht, einen vierwöchigen Urlaub nachsucht, zu dessen Bewilligung ich auf Ihre Protektion, lieber Beulwitz, rechne.«

Der Major verneigte sich zustimmend. Das Gespräch der beiden verbreitete sich nun über Botho, von dem die Mutter lächelnd meinte, daß er seine Sturm- und Drangjahre wohl hinter sich habe. Die zwei Jahre an der Berliner Universität und das Jahr in Waffen hätten ihm, wenigstens seinen enormen Ausgaben nach, in Fülle Gelegenheit zum Austoben gegeben. Das müsse auch so sein, sie habe ihn nie beschränkt, und hoffe nun, daß er sich mit Freuden dem landwirtschaftlichen Beruf hingeben werde.

Während so die Mutter mit dem Jugendfreund ihre Hoffnungen und Pläne besprach, wanderten die anderen langsam über das Feld. Lobedan und Schmettau suchten rechts

und links Beatrix' Aufmerksamkeit allein für sich zu gewinnen, Dorothea folgte mit Santen und Botho. Als aber eine Ordonnanz mit einer Meldung an den Hauptmann herantrat, rief Dorothea Lobedan zu sich.

»Geben Sie mir Ihren Arm, Beatrix,« flüsterte Schmettau, »ich kann Sie dann besser führen. Sie sind ja außerordentlich freundlich mit Lobedan, gefällt er Ihnen so gut?«

»Hören Sie,« kicherte Beatrix an seiner Schulter, »daß ein Leutnant dünne Beine hat, ist traditionell, aber der sieht ja aus wie ein Storch.«

»Wenn das Tante Dorothea hörte,« lachte Schmettau.

»Kind! Beatrix!« machte das junge Mädchen nachahmend in gedehntem Ton, »die Mama ist zu schwach, deine unpassenden Bemerkungen verdienen Rüge.«

»Mit dem Ball – das wird reizend,« sagte der Leutnant, ihren Arm an sich drückend, »und am reizendsten, wenn er gerade mit Ihrem achtzehnten Geburtstag zusammenträfe.«

»Ach, dann fängt das Leben an!« rief sie mit heißem Ausdruck. »Dann werde ich tanzen und reisen, und Mama muß im Winter mit mir nach Berlin. Ja, ich will mich amüsieren.«

»Und Sie werden heiraten und alles mit einem geliebten Manne genießen,« fügte Schmettau mit bewegter Stimme hinzu.

»Nun, das käme sehr auf die Umstände an,« sagte sie bedenkllich. »Es müßte schon ein Mann sein, der in der großen Welt stände. Von einem Offizier mich in kleinen Garnisonen herumschleppen zu lassen, fiele mir nicht ein.«

»Beatrix!«

»Aber Komtesse gehen an allem achtlos vorüber!« rief hinter ihnen Lobedan. »Sehen Sie, wie die Kerls da beneidenswert schlafen.«

Sie standen und schauten auf die Soldaten herab, die sich so tief in dem Stroh verkrochen, daß man sie kaum sah.

»Muß Botho nachher auch dahinein?« fragte Dorothea.

»Allerdings. Aber beruhigen Sie sich, die ungeheure Ermüdung ersetzt allen Komfort – man schläft in seinem Bett nicht besser. Und einen Hunger hat man so im Biwak – Sie ahnen gar nicht, Komtesse, welche rettende Tat das Souper war,« setzte er hinzu.

Da fiel es Beatrix ein, daß Schmettau nichts gegessen hatte. Mitleidig und gerührt sprach sie:

»Und Sie haben fast nichts genossen.«

»Beruhigen Sie sich seinetwegen,« bemerkte Lobedan, »ich kenne ihn; wenn Sie abgefahren sein werden, macht er sich über die Reste her.«

Schmettau warf dem Kameraden einen wütenden Blick zu, die Damen lachten.

Botho hatte sich, sobald er die Tante mit Lobedan im Gespräch sah, dem der Chaussee entgegengesetzten Rande der Koppel zugewendet, wo ein schmaler Feldweg tiefer in das Gefilde der nun abgeernteten Saatenbreiten führte. Das äußerste der Feuer nach jener Seite überlohte nur einen winzigen Streifen dieses Weges. Kaum aber trat der junge Graf in den hellen Schein auf dem Wege, als sich im nahen Schatten etwas rührte. Ein leiser Ton, wie das Schnalzen einer Zunge, die ein Pferd antreiben will, wurde hörbar, dann ein Schnauben und der dumpfe Tritt von Pferdehufen im weichen Sand.

Botho tat einen Schritt vorwärts – da tauchte es auch schon vor seinem Auge auf: zwei Rosse, groß und dunkel in der gespenstischen Beleuchtung, das eine gelenkt von einem Weibe im schwarzen Reitkleid, das andere von einem Mann,

an dessen Rock es von Tressen und Silberknöpfen aufblinkte. Der Mann wandte auf einen Blick der Dame sein Pferd sogleich zurück.

Botho trat mit hastigem Fuß so nahe an die Reiterin, daß seine Schulter die Flanken des Tieres streifte.

»Endlich,« flüsterte er, ihre Hand ergreifend. Sie neigte sich zu ihm.

»Mein lieber Freund,« sagte sie leise, aber der Tonfall ihrer Stimme umschmeichelte ihn doch.

»Hast du lange hier gewartet?«

»Nicht sehr. In deinem Briefe gabst du mir den Rat, unbefangen vom Kommandierenden die Erlaubnis zur Besichtigung des Biwaks zu erbitten. Ich glaube, ich kenne Beulwitz, aber ich wollte nicht. Ich sehe drüben am Feuer deine Mutter,« sprach sie.

»Geliebte, man erwartet auf Allmershof deinen Besuch. Ich bitte dich, fahre morgen vor! Mir zuliebe,« flehte Botho.

»Ich mag nicht,« sagte sie mit ihrer müden Stimme, in der ein kranker Ton mitzitterte, wie auf einem Instrument eine zerrissene Saite mitklirrt.

»Mir zuliebe, Lydia. Wieviel Stunden des Glücks raubst du uns sonst. Und meine Mutter muß dich ja kennenlernen.«

Er zerrte den weiten Reithandschuh von ihrer Hand und bedeckte die kalten, schmalen Finger mit Küssen.

»Still, man wird dich sehen.«

»O nein, dein Pferd verbirgt mich. Also ja, Lydia?«

»Nun denn – ja,« versprach sie. »Sehe ich dich morgen? Seit ihr eure Garnison verlassen habt – es sind über drei Wochen –, habe ich dich nicht gesehen.«

»Morgen ist der 2. September – Sedanfeier. – Ob ich da den Nachmittag frei habe, weiß ich nicht. Aber übermorgen kommen wir auf Allmershof in Quartier. Auch du wirst . . . «

»Ich bekomme zwei Offiziere und ein Dutzend Gemeine,« unterbrach sie ihn. »Wenn du dabei wärest!«

»Nein, Geliebte, man sorgt rücksichtslos dafür, daß ich bei Mama wohne. Still . . . Beatrix.«

Vom Rande der Koppel scholl ihr Lachen und ihr Ruf: »Mit wem spricht denn Botho da?«

Botho trat mit einer förmlichen Verbeugung zurück; die Baronin Pantin ritt langsam, und unmittelbar von ihrem Diener gefolgt, den Weg zum Dorfe hin.

»Wer war das?« fragte Beatrix neugierig.

»Es war die Baronin Pantin,« sagte Botho mit bedeckter Stimme. »Ich sah sie hier halten, um das Biwaktreiben zu übersehen. Ich trat hinzu, stellte mich vor, und als die Dame darauf sagte: ›Ah, der Sohn meiner Nachbarin,‹ war es nicht schwer zu raten, wen ich vor mir hatte.«

In diesem Augenblick schmetterte ein Trompetensignal über das Biwak.

»Die Re traite,« rief Botho und sprang davon.

»Leider muß nun geschieden sein,« sagte Lobedan bedauernd und schritt so rasch dem Bataillonszelt zu, daß Fräulein Dorothea förmlich neben ihm herlief.

»Günther,« flüsterte Beatrix, ihre Wange beinahe an Schmettaus Schulter schmiegend, »sagen Sie – war das nicht eine kleine Lüge von Botho? Kennt er die Pantin wirklich nicht?«

Wenn sie ihn Günther anredete, fühlte Schmettau sich immer bewogen, ihr den Willen zu tun. Beatrix erwartete deshalb auch jetzt genaueste Auskunft von ihm. Statt dessen fragte er entgegen:

»Wo sollte Botho die Baronin wohl kennengelernt haben?«

»Nun, sie war doch in Berlin und Botho studierte dort. Und dann, als er nach Wandsbek ging, um sein Jahr abzudienen, ist sie auch in Hamburg gewesen; ich weiß es gewiß.«

»Deshalb braucht sie Botho doch immer noch nicht zu kennen. Mir hat er nie etwas von ihr gesagt, mein Ehrenwort darauf,« beteuerte Schmettau.

»Ach,« sagte sie enttäuscht.

Schmettau konnte sein Ehrenwort geben. Aber daß er einmal im Zimmer Bothos eine Photographie gesehen, die eine sehr schöne Frau darstellte, und daß auf diesem Bild die Worte gestanden hatten: »Deine Lydia; nimm sie wenigstens im Bilde«, das braucht er Beatrix nicht zu erzählen.

Als alle aufbruchfertig nebeneinander am Schlege der Equipage standen, drückte man sich die Hände, lachte und nahm mit ungezwungener Herzlichkeit voneinander Abschied. Dann kehrten die Offiziere ins Biwak zurück.

Günther v. Schmettau kroch mit seinem Hauptmann in das kleine spitzdachige Zelt, wo der Hauptmann sich auf dem Stroh niederlegte und bald friedlich schnarchte. Günther kauerte sich auf dem ihm verbliebenen Winkelchen zusammen. Durch einen Spalt im Zelt lugte er zum Himmel empor. Träumte mit wachen Augen von dem geliebten Mädchen, das sich vor den »kleinen Garnisonen« fürchtete. Ach,

in das rauschende Leben des Glanzes und Genusses konnte er kein Weib führen! Er hatte nichts zu bieten als sein ehrliches, mutiges, warmes Herz. Und aus dem Bewußtsein dieses Reichtums heraus fand er in der Hoffnungsseligkeit der Jugend den Glauben an die Zukunft.

Müdigkeit übermannte ihn, aber die unbequeme Lage machte ihn frösteln, auch fühlte er nach den großen Strapazen des Manövertages und nachdem er heute abend nichts gegessen, einen plötzlichen, unabweisbaren Hunger. Sein Blick fiel auf den Frühstückskorb, den die Gräfin für die Herren zurückgelassen; der stand an der Zeltwand und die trübe Stallaterne, die mitten im Zelt, dicht über dem schlafenden Hauptmann baumelte, beschien ihn freundlich. Günther konnte nicht widerstehen. Er kroch vorsichtig, um dem Schläfer nicht zu stören, an den Korb, knisterte und tastete da eine Weile zwischen Papier und Servietten umher und zog die Hand mit einem appetitlichen Lachsbutterbrot wieder hervor. Eben biß er hinein, daß die weißen Zähne unter seinem dunklen Schnurrbart lustig aufblinkten, als zwei gekrümmte Zeigefinger den Spalt im Zelt von außen erweiterten und der lange Leutnant Lobedan seine hagere Nase hereinsteckte.

»Guten Appetit,« flüsterte er und lachte hell.

Günther ärgerte sich. Ohne Zweifel würde Lobedan erzählen, daß er ein guter Prophet gewesen. Er aß aber doch weiter und legte sich dann etwas ernüchtert und traumlos zum Schlafen nieder.

Botho, der sich dienstmäßig wieder in den Gefreiten Allmer der dritten Schwadron zurückverwandelt hatte, kroch ins Stroh, woselbst sein »Putzkamerad« sich bemühte, ihm

von Mantel und Pferddecke ein gemütliches Lager zu bereiten.

Aber der junge Graf beachtete nicht, ob er bequem oder kalt läge. Den Ellenbogen aufstützend starrte er ins Feuer, an dessen Rand die Feuerwache neben dem Holzvorrat kauerte. Die prasselnde Glut streckte rastlos ihre Flammenarme zum Himmel empor. In der nächtlichen Stille hörte man die leisen Töne des Lebens im Lager. Zuweilen stampfte ein Pferd, oder ein Mann drehte sich raschelnd im Stroh herum; der eintönige Schritt der Wachtposten klang dumpf herüber, das glimmende Holz im Feuer knisterte und ließ Funken fallen.

Botho sah ungeblendet in die Flammen, aus denen sich ihm ein übermächtiges Geheimnis zu gestalten schien. Wie berauscht warf er sich endlich nieder und vergrub das blonde Haupt im Stroh.

2. KAPITEL

Am gleichen Abend fuhr um die Dämmerstunde ein Wagen in den Hof des gräflichen Schlosses. Zwei Damen saßen darin, die rechts und links ihre Gesichter an die Fenster der Kutschentür gedrückt hatten, um mit Neugier Umschau zu halten. Aber jede von ihnen sah nur eine von den langgestreckten Scheunen, die den Schloßhof seitwärts begrenzen, während vorn ein hohes Gitter mit Einfahrt und im Grund die mächtige Fassade des Herrenhauses abschloß. Das war sehr kahl und nüchtern, und die jüngere der beiden Damen stieg mit einem schweren Seufzer aus und überschaute nachdenklich die breite Ziegelmauer, aus der ein runder Mittelbau vorsprang, den oben eine schiefergedeckte Turmkappe krönte.

»Konstanze!« mahnte die Stimme der zweiten Dame. Darauf nahm das junge Mädchen Tücher und einen Fußsack aus dem Wagen und reichte der Darinsitzenden die hilfreiche Hand zum Aussteigen.

»Nanu!« sagte der Diener Jack, der eben in der Halle mit der Gewaltigen des Hauses, der alten Frau Wohlers, beriet, wie lange die Herrschaft wohl ausbleiben könne. Beide traten ans Fenster. Ein Wagen war an die Rampe hinangefahren!

»Nanu!« wiederholte Frau Wohlers, ihre Schürze glatt schlagend. »Unmöglich noch Besök.«

Frau Wohlers sprach mit jedermann, ausgenommen die Gräfin, Plattdeutsch.

»Das Fuhrwerk scheint aus Schönberg oder Wismar,« meinte Jack. Er trug schwarze Kniestrümpfe und einen schwarzen Frack mit silbernen Knöpfen, auf denen sich das Allmersche Wappen befand. Er war mit äußerster Sorgfalt frisiert und trug einen Scheitel, der in tadelloser Linie von der Stirnspitze bis hinunter in den Nacken lief. Auch pflegte er seine Bartstreifen, die von den Schläfen an den Wangen hinuntergingen, und bildete sich ein, daß jeder ihn für einen englischen Kammerdiener halten mußte. Ja, in der Küche, wenn er dort die Zeitung las, setzte er sogar ein Pincenez auf; jetzt freilich mußte er mit unbewaffneten Augen die Aussteigenden zu erkunden suchen.

»Kolossal simpel. Aber famose Erscheinung, die Junge,« sagte er.

»Je, mien Jung,« meinte Frau Wohlers, »dat warrt doch woll nich anners, as da du ruter geihst.«

Frau Wohlers zog noch ihre grauseidene Haubenschleife stramm, die ohnehin schon steif wie ein Brett unter dem

großknochigen Gesicht saß. Jack verneigte sich mit aller Eleganz, die er seiner Herrschaft schuldig zu sein glaubte, denn »nach den Domestiken beurteilt man das Haus«, war sein Wort. Frau Wohlers fragte die Eintretenden:

»De Herrschaften wünschen?«

Die bleiche Dame, die schon trotz des Septembers einen runden, pelzgefütterten Mantel trug und sich auf das schlanke, blonde Mädchen stützte, erwiderte:

»Ich wünsche dem Fräulein von Allmer gemeldet zu werden.«

»Hier ist Mamas Karte,« setzte das Mädchen hinzu.

Jack nahm die Karte, warf einen schnellen Blick darauf, las »Konstanze Waldau geb. v. Allmer« und gab mit einem bedauernden Achselzucken die Karte an Frau Wohlers weiter.

»Bedaure unendlich,« sagte er, »meine Herrschaft ist ausgefahren, Fräulein von Allmer haben sich angeschlossen.«

»Oh,« rief Frau Waldau in peinlicher Enttäuschung.

»Wohin? Wann kehrt die Herrschaft zurück? Wir werden warten,« sprach Konstanze mit einem Versuch, sicher aufzutreten.

»Fru Gräfin is mit mien Mann na't Biwak,« erklärte die Wohlers, »wenn Se darop töven wullt, kunn dat doch to lang duern.«

»Ich bin die Schwester des Fräuleins von Allmer,« begann die bleiche Frau mühsam, »ich werde warten. Lassen Sie ausspannen, ich habe den Wagen in Schönberg bis morgen gemietet, er kann über Nacht hier bleiben. Den Koffer, der hinten aufgebunden ist, schaffen Sie wohl ins Haus. Zeigen Sie mir die Zimmer meiner Schwester, damit ich dort ihre Wiederkehr erwarte.«

Jack verlor in den fragwürdigsten Lagen nie seine Haltung. »Wenn gnädige Frau,« sagte er, eine Tür im Hintergrunde der Halle öffnend, »hier einzutreten belieben —«

Hastig folgten ihm beide Damen und traten in einen großen, etwas frostigen Saal, dessen Möbel in Leinwandbezügen, dessen Lichterkronen in Mullwolken versteckt waren, und von dessen Pfeilern hohe schmale Spiegel ihnen ihre Erscheinungen unheimlich oft wiedergaben.

»Dat kann jeder seggen, dat he Fräulein Dorothea ihr Schwester is, und sick ›von Allmer‹ up sien Kart drucken to laten, is ok keen Kunst,« flüsterte Frau Wohlers mißtrauisch Jack ins Ohr.

»Auch mir,« sagte Jack, die Hände in die Hosentaschen versenkend, »will die Sache nicht unbedenklich erscheinen. Ich erinnere mich nicht, jemals einen Brief an eine Frau Waldau in die Posttasche gesteckt zu haben. Nun, im Tanzsaal sind die Fremden sicher aufgehoben, der ist von allen Seiten abgeschlossen – und in der Halle werde ich wachen.«

»Übringens, weeten kann man immer nich ob dat nicht doch Verwandtschaft is, und Liese und Trine köhnt up jeden Fall 'ne Stuw torecht maken,« entschied Frau Wohlers. –

»Mutter,« sagte drinnen das junge Mädchen, mit großen Schritten auf und ab gehend, »hast du gesehen, wie sie uns betrachteten! Wie Abenteurer müssen wir uns behandeln lassen.«

Die Mutter wollte antworten, ein heftiger Husten verhinderte sie. Konstanze führte sie mit ängstlichem Gesicht zu einem Stuhl. Vergebens sah sie sich nach einem Lehnstuhl um; die lange öde Reihe der kleinen Stühle, die ihre vergoldeten Beine aus den grauen Hüllen streckten, war durch kein bequemes Möbel unterbrochen. Als die hustende Frau

sich etwas beruhigt hatte, trat das Mädchen an eines der hohen Fenster.

Sie schaute lange über die Landschaft hin, die sich in Abenddämmerung, von bläulichen Schleiern überwebt, vor ihr ausbreitete. An der Terrasse hinter dem Schloß, die sich auch unter den Saalfenstern entlangzog, begann der Park – eine waldartige Baumfülle, zwischen deren Lücken da und dort eine Rasenfläche schimmerte. Und hinter dem Park und zu Seiten von ihm das wellige Fruchmland der norddeutschen Ebene.

Der Abend sank tiefer; in der kühlen Luft verdunstete die feuchte Wärme aus dem Ackerboden und den Parkwiesen, die bläulichen Nebel verdichteten und verfärbten sich weißer und weißer, und bald glich das ganze friedliche Landschaftsbild einem wallenden, dunkeldurchflockten Schleier.

Das junge Mädchen wandte sich der stummen, müden Frau zu.

»Mutter,« fragte sie, »wenn nun Tante Dorothea mir Aufnahme verweigert? Wenn sie es vielleicht muß, weil sie selbst in diesem Hause als Gast lebt?«

»Ich baue auf die Großmut der Gräfin, auf ihre vielgerühmte Großmut. Dorothea – nein, die ist unbarmherzig, sie liebt niemand, sie hat nie ein Leid erfahren,« flüsterte die bleiche Frau.

»Man könnte uns wenigstens Licht bringen,« sagte Konstanze nach einer Pause.

Als hätte Jack diesen Wunsch gehört, öffnete sich unmittelbar danach die Tür, und der Diener trat mit einer Lampe ein, die er auf den Sims des mächtigen Kamins stellte. Er hatte lange mit Frau Wohlers beraten, ob man den Damen

Tee anbieten solle, aber was die Gutmütigkeit der Haushälterin noch bewilligt hätte, glaubte des Dieners Überklugheit nicht für ratsam erklären zu können. Doch ließ er sich herbei zu sagen:

»Es dürfte immerhin elf Uhr werden, ehe Frau Gräfin zurückkehren.«

»Nun denn,« sprach Konstanze mit einer bescheidenen Würde, »so bringen Sie für meine Mutter einen bequemen Stuhl und etwas Tee. Oder wenn Ihnen das zu verantwortlich scheint, so sagen Sie uns, ob im Dorf ein Wirtshaus ist, wo wir mehr Bequemlichkeit finden können, als Sie uns hier bieten wollen.«

Jack verneigte sich verwirrt, wirklich verwirrt. Die großen, traurigen Augen des Mädchen blickten ihn aus dem blassen Gesicht so dunkel an. Ihre schwarzen Brauen gaben ihr ein so ernstes Ansehen. Mit einem Male kam ihm auch ihre schlanke Gestalt sehr aristokratisch vor. Er zog sich mit der Überzeugung zurück, daß dies unmöglich Schwindlerinnen sein könnten.

Nach wenigen Minuten schleppte er zwei Lehnstühle herbei, trug ein Tischchen herzu und ordnete alles vor dem Kamin. Dann trug Frau Wohlers Tee herbei, und indem sie eingoß, machte sie den Versuch, ein Gespräch zu beginnen. Aber ihre Äußerungen, was das für eine freudige Überraschung für Fräulein Dorothea sei, und wie schade es wäre, daß die Damen sich nicht vorher angemeldet, diese Äußerungen fanden kein Entgegenkommen. Dann blieben die Fremden wieder allein. Stunde um Stunde verrann. Endlich hörte Konstanze nebenan eine Uhr elf Schläge tun.

»Mutter,« rief sie, um die längst Entschlummerte zu ermuntern. Frau Waldau fuhr auf.

»Eben schlug es elf.«

Von plötzlicher Angst erregt, stand die leidende Frau auf, ergriff Konstanzens Arm und begann mit ihr auf und ab zu gehen. Ein dumpfes Dröhnen erschütterte die Luft. Es konnte nur von einer Equipage kommen, die die Rampe hinauf fuhr. Zitternd und erbleichend blieben die Frauen der Tür gegenüber, mitten im Saal, stehen.

Nie hatte Jack eilfertiger das Portal aufgerissen, nie war er dienstefriger an den Wagen gesprungen. Schon als er der Gräfin beim Aussteigen half, machte er die Meldung, daß zwei Damen auf die Herrschaft warteten.

»Wie,« sagte die Gräfin, »jetzt in der Nacht?«

»Die Damen sagen, sie seien Verwandte des gnädigen Fräuleins.«

»Meine?« rief Dorothea.

Auf der Schwelle stand Frau Wohlers mit der Karte.

»Ach, Frau Gräfin, wo war es einmal peinlich; wir wußten nicht, was wir machen sollten, da ich keine Instruckschon for solche Fälle habe,« klagte Frau Wohlers. »Ich hab' ihr in den Saal gelassen.«

»Meine Schwester!« rief Fräulein Dorothea. Jack sah, daß sie erblaßte.

»Besuch!« sagte Beatrix fröhlich. Jede Abwechslung freute sie.

»Kind,« sprach die Gräfin beinahe streng, »gehe sofort schlafen. Jack und Wohlersen, nehmen Sie die Sachen vom Wagen.«

Das waren knappe Befehle; die Gräfin wollte mit Dorothea einen unbeachteten Augenblick gewinnen. Beatrix küßte der Mutter die Hand und der Tante die Wange, ging dann die rechts in der Halle emporführende Treppe hinauf und

machte sich dort noch durch lautes Rufen nach ihrer Jungfer bemerkbar.

»Verzeihe mir,« sprach Dorothea leise, »daß ich dir diese Affäre bereite. Aber du weißt, daß ich wahrhaftig Madame Waldau nicht herrief.«

»Wir wollen augenblicklich eine klare Situation schaffen,« antwortete die Gräfin, »begleite mich zu deiner Schwester.«

Sie war so gewöhnt, in die Angelegenheiten aller Menschen ihres Kreises handelnd einzugreifen, daß ihr auch jetzt keinen Augenblick der Gedanke kam, die Fremden könnten mit Dorothea unter vier Augen zu sprechen haben.

Mit rascher Hand riß sie die Saaltür auf, mit einer herrischen Geberde, die den beiden bange Frauen nicht entging. Und ebenso rasch schloß Dorothea die Tür, nachdem auch sie eingetreten war. Eine Sekunde lang stand man sich atemlos gegenüber.

»Dorothea,« zitterte es leise von Frau Waldaus Lippen.

Sie hatte die Schwester seit neunzehn Jahren, seit der Wille ihrer Eltern sie trennte, nicht mehr gesehen. Aus dem zarten, sechzehnjährigen Mädchen von damals war eine alternde Jungfrau geworden. Und doch, Zug um Zug erkannte sie das feine Gesicht wieder. Plötzlich kam ihr auch die Hoffnung, daß das sechzehnjährige Mädchen damals ja noch die Schuld der Schwester nicht begriffen und daß sich hieraus vielleicht Milde oder doch wenigstens keine Abneigung im Herzen Dorotheas entwickelt habe. Mit erhobenen Händen auf die Schwester zuschreitend, sprach sie beinahe mit Leidenschaft:

»Meine Schwester! Bist du es mir? Willst du es mir fortan sein? Oh, dann sieh hier meine Tochter an und, um unserer Eltern willen, gib ihr eine Heimat.«

Dorothea wich zurück: »Du, gerade du, brauchst mich nicht bei dem Andenken an unsere Eltern beschwören. Wenn deine Tochter eine Heimat nötig hat, so wirst du sie leicht im Kreise jener Menschen finden, unter denen du neunzehn Jahre gelebt. Diesen sonderbaren – Überfall hättest du mir und diesem Hause, vor allem aber der Gräfin ersparen sollen. Wenn ihr in Not seid, wäre eine briefliche Bitte um Unterstützung gewiß nicht vergebens gewesen.«

Die Gräfin hatte unterdessen immer das schöne Mädchen angesehen, das ihr eindringlich ins Gesicht blickte. Die stolze Frau mit dem klaren Antlitz erschien Konstanzen wie ein höheres, ein rettendes Wesen. Und ruhig sagte auch jetzt die Gräfin:

»Deine Schwester, liebe Dorothea, wird sich wohl vollkommen ihren auffallenden Schritt klargemacht haben, ehe sie es tat. Hören wir ihr Anliegen, schon um des armen Mädchens willen.«

»Ich wußte es,« murmelte Frau Waldau vor sich hin. Dem Auge der Tochter entging nicht, daß ihre Wangen sich rot gefärbt hatten.

»Mama ist sehr leidend,« sagte Konstanze, »darf sie sich nicht setzen?«

Es lag so viel Fürsorge für die Mutter und so viel Demut gegen die Gräfin in dieser Bitte, daß die Gräfin selbst zum Kamin voranschritt, um ebenfalls dort Platz zu nehmen.

Konstanze blieb hinter ihrer Mutter stehen und sah die Gräfin unverwandt an; Dorothea ging hastig neben der Gruppe auf und ab.

»In jedem Falle war es ein Wahnsinn, hierher zu kommen, denn wie kann ich jemandem eine Heimat geben, da ich selbst keine habe,« sagte sie herb.

»Aber wo du eine fandest, kann vielleicht . . . « Die Kranke brach ab.

»Wo ist dein Mann? Hat er vielleicht dein Erbteil, das der Vater dir nicht entziehen konnte, vertan und dich verlassen?« höhnte Dorothea.

»Mein Vater ist tot!« rief Konstanze mit so viel Energie, daß die Gräfin sie wieder aufmerksam ansah.

»Seit wann?« fragte das Fräulein ungerührt.

»Seit zwei Jahren.«

Frau Waldau bekam einen heftigen, langandauernden Hustenanfall; in Todesangst kniete Konstanze vor ihr. Dann begann die arme Frau mühsam zu sprechen:

»Ich wußte, daß die Leiden deines Nächsten – dir – keine Teilnahme einflößen – sei dieser Nächste – selbst von deinem Fleisch und Blut. Und du – du hast vielleicht nie geliebt. So kannst du nicht begreifen und nicht verzeihen, daß ich damals den armen jungen Gutsverwalter heiraten konnte. Aber dem Andenken an meinen Gatten bin ich es schuldig, dir zu sagen: er hat mich trotz allem sehr, sehr glücklich gemacht.«

Konstanze weinte still in ihr Tuch.

»Und du hast, um den Zwist zwischen deiner Familie und dir und deinem – edlen Gatten deinem Kinde zu erklären, das Mädchen wohl in dem Glauben erzogen, wir seien die blaublütigen Barbaren gewesen, die den armen Bürgerlichen haßten?« fragte Dorothea, die ihren Groll immer noch nicht meistern konnte.

»Nein,« flüsterte Frau Waldau mühsam, »ich habe Konstanzen gesagt, daß eine Schuld ihrer Mutter und – eine – Schuld ihres Vaters zwischen euch und uns stand.«

Die Gräfin und Dorothea kannten ja beide die Geschichte dieses unglücklichen Weibes, das einst ihre Vermählung mit dem Mann ihrer Wahl durch vorzeitige Hingabe erzwungen; sie wußten auch, daß der Mann später wegen einer Unterschlagung, zu der äußerste Not ihn getrieben haben sollte, eine Gefängnisstrafe verbüßen mußte. Die Geschichte von Dorotheens Schwester war ja das »Skelett im Hause« bei jedem Zweig der Familie.

»Und Sie sind dennoch – glücklich gewesen?« fragte die Gräfin mit tiefem Staunen.

Das Erstaunen entging der Unglücklichen. Sie hörte nur die Frage. Fieberhaft sich aufrichtend, rief sie:

»Ja, ich habe Glück genossen! Das ist es eben, was Dorothea nicht versteht, daß die Liebe alles verzeiht und alles überwindet, was aus Liebe gesündigt war. Und deshalb wird auch meine Schwester nie Erbarmen und Vergebung für die Leiden und Fehler meines Lebens haben, weil – sie nie in Versuchung war. Aber Sie, Frau Gräfin – Sie werden mich verstehen! Sie waren Gattin, Sie sind Mutter. Und wenn auch vielleicht in Ihrem Dasein keine dunklen Stunden des Leides gewesen sind, so werden Sie dennoch Mitleid fühlen, denn Sie haben geliebt, Sie tragen das Märtyrertum der Mutterwürde – Sie verstehen auch die Schwächen der Menschen. Oh, sprechen Sie bei meiner Schwester ein Wort für mein Kind.«

»Mutter,« sagte Konstanze flehend, »bitte nicht! Laß mich doch gehen, laß mich unter fremden Menschen arbeiten. Ich habe genug gelernt; weshalb verweigerst du es mir?«

»Aber noch immer wissen wir nicht,« fragte Fräulein Dorothea voll Ungeduld, »weshalb du für dein Kind um Aufnahme bittest.« Die Gräfin war in Nachsinnen verfallen.

Daß ein Leben, das durch die Verletzung der Sitte einerseits und eines Verbrechens andererseits vollkommen im Dunkeln dahinflöß, daß ein solches Leben dennoch Glück in sich geborgen habe, dieser Tatsache stand die stolze Frau vollkommen ratlos gegenüber. Wie konnte man noch frei atmen, selbst mit Schuld belastet, die Genossin eines Schuldigen? Wie konnte dieses Mädchen seine Mutter ehren und lieben? Ungeahnte Abgründe im menschlichen Dasein taten sich in ihr auf; mit einem erleichterten Seufzer eilten ihre Gedanken zur Betrachtung ihres eigenen, reinen Lebens zurück. Nur mühsam erzwang sie Aufmerksamkeit für die weitere Erzählung der Kranken:

»Nachdem meinen Gatten das Unglück getroffen, gelang es ihm schwer, eine neue Anstellung zu finden, und wir standen am vollkommenen Ruin, als mein Erbteil eintraf, uns zu retten. Du weißt, Dorothea, der Vater hatte mich pflichtgemäß abgefunden, du wurdest seine Haupterin.

So reichten denn die Zinsen des Vermögens nicht aus, um so weniger, als mein Mann sehr kränklich wurde. Wir zehrten mit vom Kapital. Als mein Mann vor zwei Jahren starb, war es schon so zusammengeschmolzen, daß es nun noch gerade reicht für den Winteraufenthalt im Süden. Der Arzt hat mir dort Erleichterung verheißen. Wohin soll ich nun mit dem Kinde? Gib ihr eine Heimat, bis ich wiederkehre, Dorothea.«

»Und dann?« fragte diese. »Ich will dir etwas sagen: Nimm Konstanze mit dir. Ich schenke dir die Mittel dazu.«

Ein leiser Freudenruf kam von den Lippen des jungen Mädchens. Aber Frau Waldau sprach heiser: »Mein Kind, geh doch an das andere Ende des Saales.« Traurig ging Konstanze in den fernsten Winkel des großen Raumes.

»Höre,« raunte die Kranke, die Hand ihrer Schwester ergreifend, »ich werde nicht wiederkehren. Ich habe den Tod in der Brust. Soll sie dann allein, mit so viel Schönheit und Unerfahrenheit, allein im fremden Lande sich zurechtfinden? Vielleicht um einem noch schlimmeren Verhängnis entgegenzugehen, als das meine war? Nein, laßt sie hier! Und wenn ich gestorben bin und ihr konntet sie nicht lieben und nicht achten lernen, dann sendet sie hinaus, ihr Brot zu verdienen! Ich bin darüber ruhig. Ich weiß, ihr werdet sie lieben müssen, sie wird hier immer eine Zuflucht finden. Behalte sie bei dir, Dorothea – sei es auch in bescheidenster Abhängigkeit!«

Bewegt von dem Leiden – vielleicht auch ein wenig erleichtert durch den Umstand, daß hier sichtlich bald der Tod ein für die Familie peinliches Leben abschließen würde –, drückte Dorothea der Schwester die Hand. Die Gräfin stand auf und trat an eins der hohen Fenster. Sie rang mit einem Entschluß.

Dorothea spielte hier keineswegs, wie sie, um einen Rückzug zu haben, der Schwester gegenüber betont hatte, nur die Rolle eines Gastes, sondern besaß alle Rechte, ihre Nichte, oder wen sie wollte, bei sich aufzunehmen. Bei ihrem Eintritt in die Familie ihres verstorbenen Veters hatte sie ihr Vermögen seinen Kindern testamentarisch gesichert, und weil dies bei ihren fünfunddreißig Jahren eine weitaussehende Gegengabe war, versäumte sie keine Gelegenheit, Botho und Beatrix reich zu beschenken. Auch hielt sie ihre Dienerschaft selbst und galt für das ganze Haus der Gräfin nahezu gleichberechtigt. Dennoch war es selbstverständlich, daß neben dem Willen der Gräfin in ernstesten Fragen kein anderer Wille zu entscheiden habe.

Doch auch die Gräfin fühlte sich keineswegs durch die Mitteilungen der Kranken erschüttert. Auch ihr erstes Empfinden war, daß eine Erlösung für die Frau und – die Familie nahe bevorzustehen schien. Wieder verglich sie ihr stolzes Geschick mit diesem verlorenen, und ein Dankgefühl dehnte ihre Brust. Hier gab es jedenfalls Gelegenheit zu einer guten Tat. Und darum, nicht aus liebevoller Barmherzigkeit, war sie der kranken Frau fast dankbar, daß sie ihr diese bot.

Sie wandte sich um, ihr herrliches Antlitz leuchtete von einem guten Entschluß.

»Konstanze,« sprach sie mit ihrer tiefen Stimme, »willst du meine Tochter sein?«

Sie breitete die Arme dem Mädchen entgegen, aber dieses, vollständig erschüttert von dem Wort, sank an ihr nieder und umarmte ihre Knie.

Frau Waldau schluchzte, Dorothea dankte der Freundin mit warmen Worten. Sie verstand die Beweggründe zu diesem Entschluß vollkommen; in langen Gesprächen hatten sie oft genug die Grenzen des Wohltuns und die innere Verpflichtung zum Guttun erörtert, die das Fräulein für die Gräfin anerkannte, die dem Geschick für manches zu danken habe, für sich aber ablehnte. Wofür hatte sie dankbar zu sein?

Die Gräfin hob das fassungslose Kind auf.

»Morgen, Frau Waldau,« sagte sie, »ehe Sie Ihre Reise fortsetzen, besprechen wir das Weitere. Für jetzt übergebe ich Sie meiner Wohlers, die hoffentlich ein Zimmer gerüstet hat. Sie bedürfen der Ruhe.«

Die Damen verließen den Saal, beorderten die Haushälterin zu den Fremden und gingen in ihre Zimmer.

»Ich werde deiner Schwester die Tochter unseres Schulmeisters mitgeben. Lisette ist gerade ohne Stellung; sie spricht Französisch und ist gewandt. Allein kann man die arme Person nicht reisen lassen,« sprach die Gräfin. »Wir wollen die Lisette morgen früh benachrichtigen.«

Dorothea fand nichts dagegen zu sagen.

Am nächsten Morgen, als Beatrix ihrer Gewohnheit gemäß eine Stunde später am Frühstückstisch erschien, als die Hausordnung ihr gestattete, führte ihr die Mutter feierlich das junge Mädchen entgegen:

»Hier, meine Tochter, unsere neue Hausgenossin, die du als eine schwesterliche Freundin betrachten sollst. Konstanze Waldau ist eine Nichte unserer lieben Dorothea.«

Konstanze sah etwas ängstlich auf das andere Mädchen, das, viel kleiner als sie, mit dem dunkelhaarigen Knabekopf und den großen, schwarzbraunen Augen im unregelmäßigen Gesicht, so gar nicht der Vorstellung entsprach, die sie sich von der Tochter der Gräfin gemacht.

Als Beatrix schwieg und ihrerseits die große, blonde, grauäugige Konstanze mit der unverhohlenen Neugier anschaute, fuhr die Gräfin fort:

»Konstanze ist arm, ihr Vater ist tot, ihre Mutter reist noch heute nach dem Süden, Heilung von schwerer Krankheit zu suchen. Du siehst, ihr Los ist nicht so freundlich als das deine.«

»Oh!« rief Beatrix und trat auf Konstanze zu. »Sei nur lustig! Deine Mutter wird gewiß gesund werden; unterdes wollen wir dich liebhaben.«

Über Konstanzens Wangen liefen ein paar Tränen. Darauf fiel Beatrix ihr um den Hals und küßte sie, worüber die andere noch gerührt wurde und stärker weinte. Die Gräfin,

die schon eine gewisse Rührseligkeit und Weinerlichkeit an der Pflgetochter bemerkt hatte, richtete sich auf:

»Fassung, meine Liebe, Beherrschung! Besonders beim Abschied von deiner Mutter bitte ich dich, aus Rücksicht für sie und für uns, sei nicht zu weich! Gebildete Menschen müssen sich beherrschen!«

Sie ging. Sie dachte, es sei klüger, die Mädchen sich unbeachtet zu überlassen.

Beatrix ließ sich in einen Sessel nieder, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und gähnte: »Du, sei so gut und schenk' mir Tee ein!«

Konstanze füllte ihr eine Tasse, setzte sich an die andere Seite des Tisches und nahm ihre Stickerei wieder auf:

»Du bist immer allein gewesen. Vielleicht hat deine Mutter dir eine unwillkommene Überraschung mit einer Pflegeschwester gemacht. Doppelt muß ich dir für dein freundliches Entgegenkommen danken.«

»Im Gegenteil, ich finde es famos. Man kann sich zu Zweien viel besser amüsieren. Eine Freundin hab' ich nicht – es ist auch so dumm. Was soll man damit? Aber so im Hause jemand, der ein bißchen weniger würdig ist als Tante Dorothea, ein bißchen nachsichtiger als Mama – das ist furchtbar nett. Nächstens ist hier Ball. Du kannst doch tanzen?«

»Ja. Aber ich habe keine Kleider.«

»Meine Jungfer stutzt dir und mir ein paar helle Fahnen zurecht. Ich glaube, ich habe auch kein Ballkleid. Es ist ja auch ganz egal, wie man aussieht und was man anhat. Nur tanzen, Musik hören, lustig sein – immerzu. Ich möchte mich tottanzen. – Du, morgen kommt Einquartierung. Mein Bruder Botho ist dabei und ein furchtbar netter Leutnant: Günther von Schmettau. Himmel, ich hab' schon

wieder ›furchtbar nett‹ gesagt. Ein Glück, daß Tante noch im Bett liegt und dort ihren Tee nimmt. Tante kommt immer erst zum Vorschein, wenn sie sich zurechtgemacht hat. Dann sieht sie aber immer noch sehr schön aus. Die Allmers sind alle schön, ich glaube, bloß ich nicht. War deine Mutter nicht auch eine Allmer? Du hast das blonde Familienhaar. Wo habt ihr gewohnt? Was war dein Vater? Aber wenn du nicht willst, brauchst du nicht zu antworten. Ich bin nie auf was neugierig. Nicht wahr, was geht uns die Vergangenheit und die Zukunft an, wenn nur die Gegenwart voll Freude ist.«

Rastlos plauderte und fragte sie weiter, gab allerlei Belehrungen über die Insassen des Hauses, empfahl Konstanzen Impertinenz gegen Jack, Güte gegen Anton, schlaues Herumschmeicheln mit der Wohlers, die ihr, der Komtesse, in guter Laune immer ein Tellerchen mit Gebäck heimlich ins Zimmer stelle – sagte, daß die Jungfer ehrlich und geduldig und Dorotheens Jungfer befehlshaberisch sei.

Konstanze hatte zuletzt das Gefühl einer leisen Betäubung, konnte aber trotzdem ihre schnell erwachte Zuneigung nicht unterdrücken:

»Du bist so gut! Wenn nur auch dein Bruder mir ähnlich entgegenkäme.«

»Botho? Ach der! Früher war er ein dummer Bengel. In Berlin hat er sich riesig kultiviert. Seitdem ist er höflich gegen das Weibliche. Er hat dort eine Liebschaft gehabt. Aber das teile ich dir als tiefstes Geheimnis mit. Ich kam mal, als er von Berlin auf Ferienbesuch hier war, unverhofft in sein Zimmer; da saß er und schrieb einen Brief. Obwohl er aufsprang und ein Löschblatt über den Bogen warf, ließ dieses Blatt doch eine Briefecke frei, und – weißt du, ich hab' ein

paar Luchsaugen – ich las die Anrede: Einzig Geliebte! – Wenn das Mama wüßte!«

Die Gräfin trat wieder ins Zimmer und rief Konstanze zur Mutter, die noch die letzte Stunde vor der Abreise mit ihrem Kinde zusammen sein wollte.

»Nun?« fragte die Gräfin.

»Mama, sie ist furchte, . . . sie ist sehr nett. Und wunderschön. So was von Schönheit ist mir noch nicht vorgekommen.«

Die Mutter lächelte beglückt; einer Neidesregung war ihr Kind nie fähig gewesen.

»Wir müssen sie neu kleiden. Für die ersten Tage soll die Jungfer ihr etwas von meiner Garderobe zurechtmachen, deine Kleider sind ihr zu kurz und zu eng. Geh hinauf und such' mit Luise einiges aus!«

Singend lief Beatrix die Treppe hinauf. In der Garderobenkammer der Mama griff sie nach den ersten besten Kleidern und nur die Einsicht der Jungfer Luise verhütete, daß für die junge Konstanze nicht schwere, großblumige Brokatkleider, sondern einfache, helle Seidengewänder zerschnitten wurden. In dem Wunsch, die schöne Hausgenossin schon morgen so hübsch wie möglich zu sehen, nahm Beatrix Nadel und Schere zur Hand und half mit so viel Eifer und Ungeschick nähen, daß die Jungfer sich flehentlich diese störende Hilfe verbat. –

An diesem Tage war die Gräfin sehr beschäftigt. Erst mußte Frau Waldau abfahren, dann für Konstanze ein Zimmer neben Beatrix eingerichtet werden; auch galt es, für die Einquartierung die Räume auszunutzen und zu besichtigen. Der Mittelbau des Schlosses, der sich an der Fassade rund vorwölbte, enthielt im Parterre den großen Saal und

die Eingangshalle, im ersten Stock nach hinten die Schlaf-, Garderoben- und Badezimmer der Gräfin, nach vorn einen halbrunden, sich bis in das Türmchen spitz zuwölbenden Raum, der die »Kapelle« hieß und bei ernstern Familiereignissen benutzt wurde. Rechts, mit einem Eingang von der Halle aus, befand sich die Flucht der Wohnräume, deren letztes, das Speisezimmer, sich an den großen Saal angeschlossen. Links war das Reich des Fräuleins v. Allmer. Über den Wohnräumen hatte Beatrix nach der Parkseite zu zwei Zimmer, während nach vorn Fremdenstuben lagen; die Einteilung über Dorotheas Wohnung war umgekehrt: hier hatte Botho sich nach dem Schloßhof zu eingerichtet, und die Fremdenzimmer sahen in den Park.

Diese ausgedehnten Räume machten es der Gräfin möglich, eine Reihe von Offizieren zu beherbergen und doch noch Platz zu bewahren für den etwaigen Besuch des Freiherrn v. Beulwitz und des Prinzen Leopold.

Gerade als sie mit Dorothea und der Wohlers die vorhandenen Vorräte in der Speisekammer besichtigte, kam Beatrix hereingestürzt.

»Die Pantin, Mama, die Pantin!« schrie sie.

»Wie peinlich – gerade jetzt – ich möchte niemand empfangen,« sagte die Gräfin verstimmt. Sie fühlte sich abgespannt oder wenigstens nicht liebenswürdig aufgelegt. Andererseits mochte sie gerade nach den vielerlei Gesprächen die Dame nicht abweisen.

Schon kam Jack mit seinen diskret auftretenden Füßen die Souterraintreppe herab, die Karte auf silbernem Tablett.

»Willst du, liebe Dorothea, den Empfang übernehmen? Beatrix kann zugezogen sein,« sprach die Gräfin. »Führen Sie Frau Baronin in den Salon!«

Jack ging in einem wohlberechneten Tempo in die Halle zurück. »Zu viel Schnelligkeit«, pflegte er dem ihm untergebenen Anton einzuschärfen, »könnte in dem Besucher den Glauben wecken, daß wir von seinem Erscheinen froh geehrt sind. Dazu sind wir zu vornehm. Aber um jemand warten zu lassen, sind wir auch zu vornehm, daher: nicht zu langsam.« Er teilte dem in der Halle harrenden alten Diener der Baronin mit, das die Herrschaft bitten lasse.

Über Mittelgröße und sehr schlank erschien die Baronin. Ihr Antlitz hatte regelmäßige Züge, dunkle Augen, die wenigstens in dieser Minute weder groß noch sehr ausdrucksvoll erschienen. Aus dem Hütchen krauste sich dunkles Haar.

Äußerst respektvoll geleitete Jack die Dame durch die vorderen Zimmer. Im Salon bat er, gnädigst Platz zu nehmen, die Damen würden sofort erscheinen. Die Baronin hatte kaum Zeit, den Raum ein wenig zu studieren und die ruhige Farbenpracht in demselben zu bewundern, als auch schon vom Speisezimmer her Fräulein Dorothea und Beatrix eintraten. Die Baronin stand am Flügel, mitten im Salon. Eine feine Röte stieg in ihr Gesicht, das heftige Schlagen ihres Herzens verlangsamte sich rasch – die Gräfin war nicht erschienen.

»Meine Cousine,« begann Dorothea, »die Gräfin Allmer, ist leider durch eine Überlast von häuslichen Sorgen heute verhindert, Sie zu begrüßen, Frau Baronin. Die Komtesse und ich bitten Sie daher, mit uns fürliebzunehmen.«

Nach gegenseitigen tiefen Verbeugungen lud Dorothea zum Sitzen ein. Sie hielt es für unnötig, ein aufklärendes Wort über ihre eigene Person zu sagen; sie war überzeugt,

daß die Baronin genau über Namen und Stellung der Bewohner von Allmershof unterrichtet sei, ebenso wie Fräulein Dorothea ihrerseits von den Insassen der Villa alles Äußerliche wußte.

»So bedauere ich, einen unglücklichen Tag für meinen Besuch gewählt zu haben,« sagte die Baronin.

Das Fräulein verbreitete sich über die Ursachen der häuslichen Obliegenheiten und ging zum naheliegenden Thema der bevorstehenden Einquartierung über. Mit gleichgültigen Stimmen und höflichen Mienen besprachen beide Damen die alltäglichsten Dinge von der Welt. Beatrix tat den Mund nicht auf. Ihre Augen aber brannten mit einem förmlich geringen Interesse auf dem Gesicht der bleichen Frau mit dem apathischen Ausdruck. Das war endlich eine Erscheinung aus jener fernen, lauten, frohen Welt, in die Beatrix mit heißen Wünschen strebte. Das war eine gefeierte Schönheit, eine vielbeehrte Frau, ein Weib, welches das beneidenswerte Los gezogen hatte, neben dem Rang und Reichtum auch Unabhängigkeit zu haben. So sah sie aus.

Eigentlich nicht so blendend schön und gar nicht strahlend; sie sprach weder lebhaft, noch waren ihre Worte geistreich. Dennoch war Beatrix nicht enttäuscht. Sie hätte ohne Ende die Baronin anstarren mögen, immerfort dem Tonfall der unklaren Stimme zu lauschen gewünscht.

Wie schnell sie aufstand und sich empfahl! Oh, sie hätte noch bleiben sollen. Still schritt Beatrix hinter beiden durch die Zimmer. An der Tür des ersten verabschiedete sich Dorothea. Wieder wurde eine steife Verbeugung gewechselt. Dann fiel das Auge der Baronin voll auf Beatrix, und zugleich ging ein Lächeln über das farblose Gesicht – das erste! Beatrix war berauscht davon.

»Das ist nichts für Mama,« entschied Dorothea, kaum daß die Tür sich hinter dem Besuch geschlossen, »die Baronin ist die Distinktion selbst, das gebe ich ihr zu. Aber solchen Ausdruck von – Öde, von Blasiertheit habe ich noch nie gesehen. Ich weiß nicht, es ist irgend etwas an der Frau, das mir im Tiefsten widerstrebt.«

»Wie kannst du das sagen!« rief Beatrix, »sie hat so was Geheimnisvolles, so was Großartiges. Und *die* Augen!«

»Sie sah einen ja kaum an. Übrigens habe ich wieder deinetwegen wie auf Kohlen gesessen. Erstens rekelst du dich beinahe auf deinem Sessel, zweitens starrst du die Baronin in der taktlosesten Weise an und drittens saß deine Brosche am Halse total schief.«

»Wenn meine Gedanken nur gerade sind.«

»Beatrix! Du bist ungezogen. Botho würde sich dergleichen nicht erlauben.«

»Ja, Botho – der liebe Botho –, das ist auch dein Vorzug.«

»Nun,« fragte die Gräfin, die durch ihren Eintritt hier den Streit unterbrach, »wie hat sie euch gefallen?«

»Gar nicht. Sie hat so etwas Totes,« sagte Dorothea.

»Riesig. Sie ist furchtbar interessant,« rief Beatrix.

»Nach so widersprechendem Urteil werde ich meine eigene Anschauung erst abwarten,« meinte die Gräfin. –

Dieser Tag ging, trotz der vielen kleinen Ereignisse und der hastigen Tätigkeit aller Schloßbewohner, für Beatrix sehr langsam hin. Konstanze, die für heute die Erlaubnis hatte, sich zurückgezogen zu halten und sich in ihrem Zimmer einzurichten, war nur beim Abendessen unten erschienen. Dann gingen die Mädchen, Tür an Tür, zugleich schlafen. Als Beatrix schon fast entkleidet war, fiel ihr etwas ein.

»Hör' mal,« sagte sie, die Zwischentür öffnend, »bist du auch bange?«

»Ach ja,« klagte Konstanze, »ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine Nacht allein in einem Zimmer zugebracht.«

»Schön; die Tür kann aufbleiben. Wenn du was knacken hörst, ängstige dich nicht. Der Wind ist aufgekommen, und dann macht die Wetterfahne auf dem Turm Spektakel.«

Die Lichter erloschen. Beatrix konnte vor freudiger Ungeduld nicht schlafen. Ein schluchzender Ton aus dem Nebengemach riß sie aus ihrem Nachsinnen. Mit beiden Füßen sprang sie aus ihrem Bett, lief mit nackten Sohlen auf Konstanzens Lager zu, setzte sich auf den Rand und flehte, mit ihren beiden Händen die nassen Wangen der Weinenden streichelnd:

»Sei nicht traurig! Daß deine Mama so weit von dir mußte, ist wohl schrecklich. Aber sieh, meine Mama wirst du auch lieben. Alle verehren sie. Sie schilt manchmal – na, das tun ja alle Mütter. Aber im Grunde tut sie mir doch in allem meinen Willen und ist so gut, so gut. Sie kommt mir manchmal vor wie ein höheres Wesen.«

»Ja,« sagte Konstanze andächtig, »ich bete sie an. Ich könnte für sie sterben.«

»Also, dann weine nicht mehr!«

Beatrix schlüpfte in ihr Bett zurück.

Nein, zum Weinen fand die neue Hausgenossin am anderen Tage keine Zeit mehr. Das Gedächtnis an ihre unglückliche Mutter mußte sie fortan wie ein Geheimnis in ihrem Herzen hüten. Die Stunden der nächsten Zeit waren alle durch Inhalt überfüllt. Auch fragte niemals jemand nach den Briefen, die Konstanze wöchentlich einmal erhielt. Es war,

als sei das Mädchen so wie aus einer Wolke ins Schloß gefallen, und keinerlei Fäden knüpften sie an etwas außerhalb dieses Hauses.

Am ersten Morgen schon beaufsichtigte Fräulein Dorothea in Person den Anzug der Nichte. Das neue Kleid hatte die Jungfer nicht fertig bekommen, aber Konstanze sah in dem besten Gewand ihrer eigenen Garderobe, einem dunkelblauen Wollkleid, so hübsch und vor allen Dingen so sorgfältig angezogen aus, daß das Fräulein lobend sagte:

»Ich hoffe dich immer so zu sehen! Und wenn du dich nützlich machen willst, achte auf Beatrix. Sie läuft der Jungfer unter den Händen oft in einem Zustand fort, der schrecklich ist.«

Danach half denn heute und fortan immer das junge Mädchen die Tochter des Hauses anziehen. Sie hatte einen zarten Geschmack, sich und andere durch ein paar Blumen, durch die Art, eine Spitze zu stecken, eine Schleife zu befestigen, graziös zu schmücken. So band sie auch heute ein Rosensträußchen und schob es Beatrix in den Gürtel, während sie ihr ein Spizentüchlein um den Hals ordnete. Das Opfer dieser Putzbemühungen seufzte dabei verzweifelt vor Ungeduld und rannte, als es fertig war, sogleich aus dem Schlosse in den Park hinab.

Der Wind in der Nacht hatte den Himmel voll Gewölk getrieben, ein feiner Regen sprühte unaufhaltsam herab. Unbekümmert lief Beatrix am Saume des Parkes hin und her. Umsonst. Aber vom Fenster im Turm mußte man was sehen können. Flugs dahin. Als Beatrix ihren Kopf endlich oben aus dem runden Fenster steckte, wobei sie mit ihrem ganzen Leibe auf dem staubigen Gebälk des Dachstuhles lag, erblickte sie fern auf der Chaussee, die sich gegen Allmershof

in Windungen daherzog, die Schlangenlinie einer langen, langen Marschkolonne. Hurra! Die Soldaten. Immer näher kommen sie. – Da schwenkte ein Zug ab – es war das Bataillon, welches die Heerstraße verließ, um in Dorf und Schloß Allmersdorf Quartier zu nehmen. Beatrix begleitete sie mit den Augen. Als sie sich dem Schloß näherten, sprang sie zurück die Treppen hinab und kam gerade in der Halle an, als das Bataillon mit klingendem Spiel in den Schloßhof zog.

Das Bataillon, der Major und sein Adjutant voran, zog im Halbkreis im weiten Hofe auf. Dann erhob der Tambourmajor drehend seinen mit Tressen verzierten Stab und das Kommando »Ganzes Bataillon halt! Abgesessen!« erschallte.

Der Major v. Beulwitz kam so schnell von seinem hohen Roß, als es seine kleine runde Gestalt nur irgend erlaubte. Seinem Beispiel folgten die Hauptleute, und von seinen Offizieren begleitet, betrat der Major die Halle.

Mit dem huldvollen Lächeln einer Fürstin hieß die Schloßherrin ihn und die Offiziere willkommen; der Major präsentierte die noch Unbekannten, und die Damen nahmen die Vorstellung artig entgegen. Dann stellte die Gräfin ihre Cousine, das Fräulein v. Allmer, ihre Tochter – bei deren Nennung stockte sie eine Sekunde und sah Beatrix entsetzt an – und ihre Pflgetochter Konstanze Waldau vor. In der großen Unruhe des Aufbruchs in die Zimmer und Quartiere in und außer dem Schloß zog Konstanze die Freundin mit sich in ihre Stube. Die unglückliche Beatrix hatte das Kleid voll Staub und Spinnweben; das Rosensträußchen war abgeknickt, das Spitzentuch in Fetzen.

»Ach,« sagte sie unbefangen, »das hat keiner gemerkt.« – Unterdessen bewillkommnete die Gräfin ihren Sohn, der sie immer und immer wieder küßte, als habe eine jahrelange

Trennung sie auseinandergehalten. Sie wehrte ihn ab. »Botho, du hast die ganze Landstraße an dir.«

Er sah an sich herab. Seine Beinkleider steckten in hohen Stulpenstiefeln. Die waren allerdings nicht im salonfähigen Zustand.

»Ich eile, mich menschlich zu machen. Ach, Mama, wie bin ich froh! Nun bleibe ich daheim. Nur drei Tage muß ich noch fort; mit dem Bataillon in die Garnison zurück – ein Tag; der zweite: abliefern; der dritte: herfliegen.«

Wie seine Freude sie beseligte. Auch da ebnete sich ihr wieder spielend eine Besorgnis. Sie hatte innerlich doch leise gefürchtet, der junge Mann, dem durch Namen und Reichtum alle Wege des Vergnügens in den großen Städten sich öffneten, würde noch nicht satt vom Genuß sein, er würde ungern nach Allmershof zurückkehren. Und nun diese Freude, dieses geradezu leidenschaftliche Entzücken.

In der Tür kehrte Botho noch einmal um. »Über Konstanze Waldau hast du mir nichts gesagt. Wie kam das, vorgestern abend sprachst du noch nichts davon.«

»Das Ausführliche nachher. Du wirst mit mir zufrieden sein. Verliebe dich nur nicht in das schöne Mädchen,« sagte sie heiter.

»Ist sie schön? Ich habe es nicht beachtet.«

Als Botho, vor sich hinpfeifend, oben durch den Korridor schritt, der, langgestreckt, von einem bis zum anderen Ende zu übersehen war, bemerkte er Schmettau vor Beatrixens Tür.

»Schmettau!« rief er mahnend.

Der Gerufene kam lustig heran.

»Deine Schwester ließ mich eiligst zitieren. Man wollte wissen, ob irgend jemand den Zustand ihrer Kleidung bemerkt habe. Ich log ihr vor, daß Lobedan gesagt habe, eine Dame höre für ihn auf zu existieren, wenn er wisse, daß sie unordentlich sei. Natürlich blüht für Lobedan höchste Ungnade.«

»Günther,« sagte der junge Graf, als sie nebeneinander ihrer benachbarten Wohnung zuschritten, »ich habe nicht darauf geachtet, welche Offiziere Quartierzettel für die Villa Pantin bekommen haben. Kannst du mir's sagen?«

»Hauptmann Santen und Leutnant Kühne, aber deine Mutter hat sie hierher zu Tisch gebeten.«

»Ich danke dir. Auf Wiedersehen. Ich denke, man schläft erst aus.«

»Willst du nicht erst einen Imbiß nehmen? Deine Mutter hat in meinem Zimmer für uns alle ein Büfett aufgestellt.«

»Danke – mein Bursche kann mir etwas holen.« Damit trat Botho in seine Wohnung.

Sie bestand aus drei Räumen, einem Schlaf-, einem Arbeits- und einem Rauchzimmer. Die Gräfin hatte ihm schon, als Botho sein achtzehntes Jahr erreichte, die Einrichtung seines verstorbenen Vaters hierherbringen lassen. Im mittelsten, dem Arbeitszimmer, hing auch das lebensgroße Ölbild des Grafen über dem zwischen zwei Fenstern stehenden Schreibtisch.

Während Botho sich im Schlafzimmer von seinem Burschen beim Umkleiden helfen ließ, sann er über eine peinliche Frage. Unter allen Umständen mußte er heute ein Billett nach der Villa senden. Diesem Burschen aber, der schon beim Exerzieren ein »Quadratochse« über den anderen gescholten wurde, irgendeine Botschaft zu vertrauen,

war mindestens gewagt. Hauptmann v. Santen ließ keinen Soldaten ungefragt: »Woher? wohin?« an sich vorbei. Sicher, um so sicherer, je mehr man ihm einschärfte, es nicht zu tun, würde der Bursche grinsend sagen, daß er für den jungen Herrn Grafen ein außerordentliches Geschäft bei der Baroin Pantin zu bestellen habe. Gleich selbst gehen? Unglücklicherweise standen ihm Santen und Kühne so fern, daß er sich unmöglich teilnahmsvoll nach ihren Quartieren hätte umsehen können.

Da fiel ihm Jack ein. Jack hatte sich hier in vier Jahren als ehrlich erprobt. Es gab keine Wahl – auch für die kommende Zeit bedurfte Botho einer zuverlässigen Seele.

»Geh hinab,« sagte er seinem Burschen, »frage unten nach Jack, er soll herkommen!«

Dann setzte er sich an den Schreibtisch.

»Teure Lydia,« schrieb er, »ich werde es möglich machen, um 6 Uhr, wenn bei uns noch alles beim Dessert ist, zu Dir zu kommen. Dein Botho.«

Jack trat ein, als sein junger Herr das Billett gerade mit einem Siegel schloß. Er war nicht wenig erstaunt, sich mit einem langen Blick betrachtet zu sehen, als wäre er eine vollkommen neue Erscheinung. In der Tat fiel es Botho auch erst im gegenwärtigen Augenblick ein, welche Umstände diesen Mann hierhergeführt haben mochten, diesen Mann, der sich offenbar in seiner Lebensrolle, dem trefflich durchgeführten Charakter des Kammerdieners *COMME IL FAUT*, sehr selbstgefiel.

»Sie hatten früher in Berlin und dann in Petersburg Stellung in großen Häusern? Was bewog Sie, Jack, sich in die ländliche Einsamkeit eines mecklenburgischen Rittergutes zurückzuziehen?« fragte Botho mit wohlwollendem Scherz.

»Rücksichten, Herr Graf, auf meine Gesundheit und meinen Verdienst. In Petersburg wurde beides zu sehr angegriffen,« sagte Jack mit einem, wie er glaubte, äußerst feinen Lächeln.

»Jedenfalls haben Sie aber von Ihrem dortigen Leben her nicht vergessen, daß man nicht alle Dinge mit der harmlosen Offenheit behandeln und besprechen kann, wie es in Schloß und Dorf Allmershof so die Gewohnheit ist unter Dienerschaft und Ortsbewohnern,« sprach Botho, ihn scharf ansehend.

»Wenn Herr Graf mich der Ehre eines geheimen Auftrags würdigen wollten, würden Herr Graf die Erfahrung machen, daß ich nicht ungewandt und von vollkommener Diskretion bin,« sprach Jack mit Haltung.

»Wissen Sie den Weg zur Villa Pantin?« fragte Botho unvermittelt. Er wußte seinem Ziel nicht recht nahe zu kommen und – seltsam – hatte das Gefühl, daß der Kammerdiener ihm in der Lage durch Erfahrung überlegen sei.

Jack wußte in der Tat augenblicklich alles, als ob der Graf ihm ein Bekenntnis abgelegt hätte. Er lächelte glücklich.

»Herr Graf,« antwortete er, »ich bin vier Jahre im Schlosse und kenne meilenweit Weg und Steg. Gestern, als die Frau Baronin Pantin hier einen Besuch machte, habe ich den Vorzug gehabt, die Dame anzumelden. Frau Gräfin waren verhindert, das Fräulein und die gnädigste Komtesse haben Frau Baronin empfangen« – dies erzählte er, weil er glaubte, sein Herr wisse es noch nicht und es sei ihm wichtig. Darin täuschte er sich auch nicht. »Wenn es,« fuhr er fort, »die Frau Baronin ist, der ich eine Botschaft vom Herrn Grafen bringen soll, so möchte ich mir nur die Frage erlauben, ob ich diesen Weg öfter zu machen haben werde?«

»In der Tat. Voraussichtlich,« sagte Botho zwischen Verlegenheit und Belustigung schwankend. »Und für einige Zeit – hoffentlich nur für ganz kurze – braucht niemand von der anderen Dienerschaft von diesen Gängen zu erfahren.«

Das heißt auf deutsch: die Gräfin soll es nicht wissen, dachte Jack befriedigt und sprach:

»Darauf können sich der Herr Graf verlassen!«

Botho reichte ihm den Brief. Jack merkte wohl, mit etwas zitternder Hand. Väterlich wohlwollend nahm er sich vor, seinem jungen Herrn durch zarte Belehrungen die in solchen Dingen nötige Zuversicht zu geben. Mit frohen, stolzen Schritten ging er zunächst in seine Stube, in einem der Erker, schrieb dort einen langen Brief mit genauesten Instruktionen an seine Schwester in Berlin, die soeben eine langjährige Stellung als Jungfer aufgegeben hatte, und dann ging er am Rande des Parks entlang, querfeldein, den Wald zu gewinnen, an dessen jenseitigem Rand, dem Meere zugewendet, die Villa lag.

Er fühlte sich zum ersten Male seit vier Jahren zufrieden: die Poesie seines Berufs umwitterte ihn wieder.

3. KAPITEL

Um die Tafel im geräumigen Speisezimmer ging der frohe Lärm plaudernder und lachender Menschenstimmen. Die Gräfin präsierte, an ihrer Linken saß der Major v. Beulwitz. In dem Kreis von Offizieren hatten die vier Damen unwillkürlich nach der Rangordnung ihre Tischgenossen gewählt. Dorothea saß zwischen zwei Hauptleuten, Beatrix zwischen Schmettau und Lobedan, während Konstanze unten an der Tafel zwischen Botho und einem ganz jungen, zierlichen Leutnant saß.

Lobedan konnte auf keine Weise mit Beatrix in ein heiteres Gespräch kommen, soviel Mühe er sich auch gab. Jedes Kompliment schnitt sie mit der Bemerkung ab, daß er zu viel Wert auf Äußerlichkeiten lege. Er wußte sich die Ungnade gar nicht zu erklären. Ein lustiges Aufblitzen in den braunen Augen Günthers brachte Lobedan endlich auf die Witterung, daß man ihn bei der Komtesse angeschwärzt habe. Das war sein Fall – nun trotzdem siegen! Nun erst recht zeigen, was er, der wegen seiner unerschöpflichen Fülle von Geschichten und Anekdoten einer der beliebtesten Offiziere seiner Garnison war, trotz des »schönen Günthers« vermochte. In dem Wetteifer der beiden Leutnants fühlte Beatrix ein großes Vergnügen, und ihr Lachen scholl manchmal so hell über die Tafel, daß die Gräfin beglückt, Dorothea aber etwas mißbilligend hinschaute.

Konstanze, die sich zum ersten Male in ihrem Leben in einem solchen Kreise befand, fühlte kaum die bewundernden Blicke, die sie streiften. Sie war ein wenig ängstlich in Gespräch und Benehmen und hatte genug zu tun, nur mit ihren beiden Nachbarn sich abzufinden. Der kleine Leutnant zu ihrer Linken kämpfte mit Verlegenheiten. Es war sein erstes Manöver und in diesem Manöver sein erstes Quartier in einem großen Hause. Er wollte gern als schneidiger Courmacher auftreten, um den ermunternden Neckereien der Kameraden zu entgehen, aber die unglückliche Angewohnheit zu erröten, wenn eine Dame ihn voll ansah, ließ ihn neben Konstanze nicht zur Freiheit kommen.

Und diese Konstanze hatte so eine verwünschte Art, einem voll und groß ins Gesicht zu gucken. Als aber der kleine Frankenstein gar erst bemerkte, daß Lobedan auf seine Kosten bei der Komtesse witzig war, trank er in stiller Wut ein

Glas Rotwein nach dem anderen und überließ seine Nachbarin gänzlich dem Sohn des Hauses.

Botho war von fieberhafter Lebhaftigkeit. Er sehnte das Ende der Tafel mit rasender Ungeduld herbei. Jack hatte ihm, gerade als man zu Tisch ging, berichtet, daß die Baronin das Billett mit eigener Hand entgegengenommen und ihm aufgetragen habe zu sagen, die Stunde sei genehm. Darauf hatte Botho gleich einen unverfänglichen Rückzugsplan entworfen, denn da er hier den Sohn des Hauses zu spielen hatte, bedurfte er vor den Gästen und der Mutter eines Vorwandes zur Entfernung. Um sich bis dahin zu übertäuben, fing er in einem vertraulichverwandtschaftlichen Ton mit Konstanze zu scherzen an.

»Ich sollte böse sein,« sagte er einmal, sie mit seinen blauen Augen anlachend, »daß Mama mir noch eine Schwester gab. Die eine quälte mich schon genug, nun werden Sie mich tyrannisieren. Aber der Mutige weicht tapfer zurück: ich werde fliehen, die ganzen Tage auf dem Felde, bei der Jagd zubringen.«

»Welch ein Gedanke für mich – als Störenfried in Ihren Kreis getreten zu sein!« sagte sie, ernsthaft besorgt.

»Himmel – verstehen Sie keinen Scherz? Sie ein Störenfried? Frankenstein, entscheiden Sie, sieht meine Cousine so aus? Schön, ernst und friedebringend, wie ein Cherub! Wirklich, Konstanze, man kann sich ein flammendes Schwert in Ihrer Hand und Sie als Wächter vor einem Paradiese denken. Sie sehen nicht aus, als ob Sie jemand ohne visierten Paß hineinließen.«

Botho sah ihr tief in die Augen – er sah und sah doch nichts, denn sein geistiger Blick vertiefte sich sogleich in

ein anderes Augenpaar, in ein dunkles, gewitterschwüles. Er hob sein Glas.

»Wollen wir auf gute Freundschaft trinken, ein Bündnis schließen für Tod und Leben? Sie stehen mir immer gegen Beatrix bei und ich bin Ihr Ritter, wenn etwa Frankenstein sich erkühnen sollte, Ihnen zu viel über Ihre schönen Augen zu sagen.«

Frankenstein wollte eine »schneidige« Bemerkung machen, aber leider fiel ihm erst einige Stunden später die treffende ein; so konnte er für jetzt nur erröten und sein Glas vollschenken.

Konstanze errötete aber auch und stieß lächelnd mit Botho an.

Es war ein träumerisches, befangenes Lächeln, das um ihre Lippen ging, das Widerspiel einer Glücksahnung in ihrer Brust.

»Auf Tod und Leben? Nein, so gehöre ich mit meinem ganzen Dasein Ihrer Mutter, Ihrer großen, guten Mutter an,« sprach sie leise.

In seinem Übermut faßte ihn plötzlich jähe Ergriffenheit. Er drückte heftig die Hand des Mädchens . . .

»Ja, meine Mutter ist groß und gut. Sie wird es mir – hoffentlich – auch in der größten Frage meines Lebens sein! Gewinnen Sie ihre Liebe; es könnte mir eines Tages wertvoll sein, bei meiner Mutter eine so liebenswürdige Fürsprecherin zu haben!«

Zitternd sah Konstanze ihn an. Sie konnte, sie wagte seine Worte nicht zu deuten. Sein heißer Blick, sein Händedruck verwirrten sie.

Sie antwortete nichts. Ihre kalte Hand glitt aus der seinen. Aber er eilte schon im raschen Flug weiter mit seinen

Gedanken. Seine Hand – sie war im Dienst ein wenig breiter und männlicher geworden, aber weiß und wohlgepflegt –, seine Hand zerrte die Uhr aus der Uniform. Es war nach halb sechs. Er sprang auf, eilte zu seiner Mutter und flüsterte ihr ins Ohr:

»Um sechs Uhr haben die Kompagnien Appell im Schloßhofe und auf dem Dorfplatz. Ich glaube, nicht jeder Leutnant darf es einem Feldwebel überlassen, Santen wenigstens ist genau. Hebe die Tafel auf, Mama!«

Die Gräfin nickte Gewähr. Als Botho zu seinem Platz zurückwollte, hielt ihn Dorothea unterwegs an.

»Nun, Liebling – für mich hast du keine Augen heute?« Botho küßte die Hand, die ihn seit vielen Jahren mit großer Zärtlichkeit umschmeichelte.

»Ich sah, Tante, daß du neben Herrn von Santen sitztest, und nach den Äußerungen, die er gestern über dich getan, konnte ich nicht denken, daß er dir Zeit für einen Blick auf deinen Jungen ließe,« flüsterte er lustig in ihr Ohr.

Die Gräfin erhob sich, ein allgemeiner Aufbruch entstand.

»Die Herren, welche rauchen, bitte ich hier nach Belieben zu verweilen. Ich nehme den Kaffee nebenan im Salon. Hören Sie, lieber Major, der Regen schlägt an die Scheiben; ist es für das Vaterland so nötig, daß Ihre jungen Offiziere noch selbst den Appell abhalten?«

»Die Sache dauert zehn Minuten; Schmettau, Frankenstein und Kühne werden ihrer Pflicht mit Vergnügen nachkommen.«

»Und da Frankenstein doch das Rauchen noch nicht vertragen kann, ohne mich aber im Salon wie ein Säugling ohne Amme wäre,« flüsterte Lobedan von rückwärts dem kleinen Leutnant ins Ohr, »freut er sich, unter dem Mantel des Dienstes aus dem Dilemma zu kommen.«

»Es könnte mir doch einmal beikommen, Ihre Neckereien als Provokation aufzufassen,« sagte Frankenstein halblaut. »Sieh ihn dir an, Schmettau,« fuhr Lobedan fort, »hat Komtesse nicht recht? Für das Vielliebchen, das ich an sie verlor, wünscht sie sich den kleinen Leutnant in farbigem Terrakotta als Nippesfigur. Frankenstein, es kann in der Tat noch kommen, daß wir uns schlagen, Sie haben einen Eindruck gemacht – einen Eindruck!«

Schmettau zog den kleinen Leutnant mit sich fort, Botho folgte ihnen.

»Du, Günther,« sagte Botho mit unbefangener Miene, »nach dem Appell will ich im Dorf alle Quartiere besichtigen. Wenn jemand nach mir fragt, entschuldige mich und mache du bei deinen Kameraden statt meiner die Honneurs.«

»Die Mühe kannst du sparen, mein Junge, die Quartiere sind schon inspiziert.«

»Ich, quasi als Gutsherr und Kamerad zugleich, möchte mich hier und da doch bei den Soldaten zeigen.«

»Wie du willst,« sagte Schmettau gemütlich, der Major sieht es ja gern, wenn euereins die Gleichheit unterm Königsrock betont.« –

Im Schloßhofe standen in langen Reihen die Kompagnien; jeder Mann hatte vor sich auf der Erde seinen Tornister liegen, und vor dem allgewaltigen Feldwebel hielten

die Leute eben ihre ausgebreiteten Mäntel zur Besichtigung hoch, als die Offiziere mit Botho ins Freie traten.

Aus dem erleuchteten Speisezimmer mit seinem Duft von Blumen, Weinen, Speisen und Parfüms sich so unmittelbar in einen regennassen Nachmittag versetzt zu sehen, wirkte insbesondere auf den kleinen Frankenstein jammervoll. Der etwas reichlich genossene Rotwein machte sich plötzlich bemerkbar. Er ergriff Schmettaus Arm.

»Sie sollten Allmer begleiten,« rief der Leutnant; »eine Stunde im Regen umherzulaufen, wäre Ihnen sehr zuträglich.«

»Bringe ihn lieber in sein Zimmer und laß ihn ausschlafen!« meinte Botho.

Zum Glück zeigte Frankenstein nach beendetem Appell mehr Neigung zum Schlafen als zum Spaziergehen, und Botho machte sich schleunigst davon.

Er betrat den Feldweg, der an der Parkgrenze entlang über die Felder zur sogenannten Dassower Bucht lief, jener seeartigen Erweiterung des Traveflusses, welche kurz vor der Mündung schon die Nähe des Meeres kündigt. Bald bog er rechts ab, um über die sandige Ebene des Priwalls, der Landzunge, die die Bucht von der See scheidet und dem Badeort Travemünde gegenüberliegt, nach der Villa Pantin zu gelangen.

Mit Schritten, die einem Lauf glichen, eilte er einem Glück zu, einem Glück, das ihm draußen in der Welt als Genuß, als Freudengeschenk erschienen war und das ihm hier, auf dem Boden der Heimat, plötzlich als Besitz, als ein Recht, als ein herrlicher Lebensinhalt offenbar wurde.

Nun durchhastete er die kurze Strecke des Buchenwaldes, der, zur Villa gehörend, mehr einem Park als einem Forstdickicht glich. Das kleine Stallgebäude tauchte vor ihm auf – vorbei. Er betrat den kleinen Blumengarten, der sich eng um die weiße Villa im Kreise zog. Wie frostig der lichte Bau, im italienischen Stil, heute vor dem freudlosen Hintergrund durchweichter Felder und Wälder stand!

Das Haustor öffnete sich ihm; mit einem flüchtigen Gruß eilte er an dem greisen Diener vorbei, hörte nur dessen Anweisung »oben« und flog die Treppe hinauf, die sich im Hintergrund des Flurs zum ersten und einzigen Stockwerk hob.

Droben, in einer halbgeöffneten Stubentür stand die Baronin Lydia Pantin. Sie streckte ihm die Hand entgegen, sie zog ihn herein, und sinnlos vor Entzücken bedeckte er die Hand – diese schmale, weiße Hand – mit Küssen.

»Botho – törichtes Kind,« sagte sie, die Augen schließend, »sei doch vernünftig!«

Ihre eigene Stimme zitterte dabei von einer Erregung, die wenig Vernunft verriet.

»Laß mir meine Torheit! Noch bin ich dein Kind. In kurzer Zeit will ich dein Herr werden.«

Sie lachte. Wenn Dorothea sie so und jetzt gesehen hätte: Lydias Angesicht war jung, froh, belebt!

»Komm, das mußt du mir sagen, wie du das anfangen willst!«

Sie schmiegte sich in einen großen, tiefen Lehnstuhl, der in der Nähe des einzigen dreiflügeligen Fensters stand. Botho nahm auf einem Schemel in dem zottigen Haar eines weißen Bärenfelles dicht neben ihr Platz.

»Erst will ich noch erzählt haben, ob du an mich gedacht hast – wie du mit deiner Einquartierung fertig wirst, wie

dir mein Schloß, meine Tante Dorothea – vor allem aber, wie dir meine Schwester gefiel. Und ist dir nicht bang in unserer rauhen, regengesegneten Gegend? Bereust du nicht, meinerwegen die große Stadt verlassen zu haben? Aber sieh – ich finde hier denselben Raum, wie er uns in Berlin immer umgab.«

Er schaute sich um. Das viereckige Gemach glich einem dunklen Nest von Teppichen, Polstermöbeln, Vorhängen. An den Wänden hingen einige alte Ölgemälde, die jetzt, beim hereinbrechenden Abend, nur als wohltuende, milde Farbflecke an der eintönigen Tapete erschienen.

»Das sind viele Fragen auf einmal,« sagte sie zärtlich zu ihm, der mit seinen beiden Händen ihre Finger umschloß.

»Gedacht an dich habe ich fort und fort. Die Einsamkeit und der friedliche Ernst deiner Heimat haben mir unsäglich wohlgetan. Ich bin des Lärms so müde. Mein Leben ist zu Ende. Du bist mein letzter Sonnenstrahl. Ich sehe und denke an dich und bin ganz zufrieden.«

»Dein Leben fängt von neuem an. Du sollst mich gleich anhören. Aber sage: Beatrix, wie gefällt sie dir?«

»Die Kleine schwieg mich an. Aber in ihren Augen brann- te das Interesse für mich. Ich habe sie lieb; sie hat Augen wie eine, die Lust spürt, mehr zu sehen, als ihrem Frieden gut ist. Dorothea kann mich nicht lieben, nie! Sie hat Steine in der Hand, leidende oder glückliche Frauen totzumachen, denn sie hat nicht gelitten, aber auch kein Glück genossen. Und deine Mutter, sagt man, habe den Hochmut der Glücklichen; ist das wahr?«

Seine junge Seele konnte ihren tiefen Blicken in das Wesen anderer Frauen nicht ganz folgen.

»Mach' dir nicht so viel Gedanken,« bat er, »meine Mutter ist groß und gut. Ihr werdet euch lieben. Ich habe heute im Schloß sagen hören, daß sie dir morgen einen Gegenbesuch machen will, wahrscheinlich in meiner Begleitung. Mama äußerte sich wenigstens so vor Tisch, als sie Santen und Kühne fragte, wie die Herren mit ihren Quartieren zufrieden seien.«

»Und was sagten die beiden?« fragte Lydia lächelnd.

»Sie lobten die Räume, die du ihnen im Parterre der Villa gegeben, sie lobten auch das Frühstück, das man ihnen aufgetragen, aber sie beklagten sich über den Umstand, daß du nicht sichtbar gewesen seiest, sondern erst für morgen die Aufwartung deiner uneingeladenen Gäste gestattet hast.«

»Ich war ein Kind,« sagte sie lebhaft; »denke dir, ich wollte sie nicht sehen, weil ich fürchtete, ich hätte von dir gesprochen.«

»Geliebte,« flüsterte er, »bald, nicht wahr, bald können wir voneinander vor allen Leuten reden?«

»Wozu,« sagte sie mit unruhigem Blick, »was braucht's der anderen!«

Dann lächelte sie wieder, fuhr mit spitzem Finger neckisch über den blonden Flaum auf seiner Oberlippe und sprach:

»Das steht dir gut. Es kündigt den Mann. Du weißt, was Scheffel darüber sagt, weshalb wir Frauen das lieben. Du brauchst nicht anderen zu erzählen, daß du geliebt wirst. Man traut dir's schon zu.«

»Oh, Lydia! Nicht so! Höre mich an! Wie im Traum habe ich gelebt, seit ich dir zuerst begegnet bin – weißt du noch, es war in Berlin, im Salon der Gräfin Soyer – ich habe dich geliebt und nicht an das Ende gedacht. Ich habe das Wunder deiner Gegenliebe hingenommen, ohne mich zu fragen,

was ich dir dafür schulde. Flüchtig zog zuweilen der Gedanke durch meinen Kopf, das ich meiner Mutter alles sagen müsse. Aber vor meiner Mutter war mir bang, denn ich – ein Student; ich – ein Einjährig-Freiwilliger, mit ernstesten, abschließenden Lebensplänen – Mama hätte mit Recht widersprochen. Ich war ja fast noch ein Knabe. Aber in zehn Tagen lege ich diesen Rock ab und ziehe als Herr in meines Vaters Schloß. Nächsten Monat werde ich dreiundzwanzig Jahre alt und damit Herr meiner Entschlüsse. Dann bin ich ohne Zweifel auch in den Augen meiner Mutter ein Mann. Dann wird sie meinem Ernst glauben, wenn ich vor sie trete und ihr sage: Lydia und ich lieben uns seit zwei Jahren, gib sie mir jetzt zum Weib!«

Sie wechselte die Farbe, erhob sich hastig und rief: »Deine Mutter wird niemals einwilligen.«

»Weshalb nicht? Du bist von unserem Stande!«

»Ich bin sieben Jahre älter als du.«

»Das kam schon öfters vor. Rahel war vierzehn Jahre älter als Varnhagen von Ense, und sie wurden doch glücklich.«

»Ich beschwöre dich. – Sei glücklich und denke nicht an das Ende! Unsere Liebe ist gegen niemand ein Unrecht. Rühre nicht an dem Zauber ihrer Heimlichkeit. Glaube mir, das Glück wird uns sonst treulos.«

Er umfaßte die zitternde Gestalt.

»Deine harten Schicksale haben dich mißtrauisch gemacht. Erzähle mir endlich die Geschichte deines Lebens, damit ich alle deine trüben Erinnerungen von deinen Lippen küssen kann.«

Sie sah mit großen Augen an ihm vorbei, weit über das verschattete Meer hinaus. Der bleiche Abend legte einen

seltsamen, farblosen Ton über ihr Gesicht – sie sah aus wie eine Tote.

»Lydia!« rief er sie wild an.

Sie erwachte aus den brütenden Gedanken, umschlang mit klammernden Armen seinen Hals und flehte:

»Denke nicht zurück! Denke nicht vorwärts! Sei mein, solange du mich liebst! Heute tust du es noch.«

Und seine dreiundzwanzig Jahre verloren wieder alle Besinnung. Er lag zu den Füßen der geliebten Frau, küßte ihre Hände und fühlte sich ein Gott.

4. KAPITEL

Der nächste Morgen brachte den von Beatrix so heiß ersehnten Sonnenschein zurück. Nicht daß ein heller Himmel ihrem Gemüt Bedürfnis gewesen wäre; das Wetter sollte sich nur immer ihren Tagesplänen anpassen! Weiter wünschte sie nichts. Da die Truppen einen Ruhetag hatten, wollte man im Schloß früher als sonst zu Mittag speisen und nachher einen Ausflug nach dem Seebad Travemünde machen. Vor Tische beabsichtigte die Gräfin den Gegenbesuch bei der Baronin Pantin, Botho sollte ihr dabei Gesellschaft leisten.

»Beatrix und Dorothea haben vorgestern ihre Bekanntschaft gemacht – es ist selbstverständlich, daß du diese Gelegenheit ergreifst, dich unserer Nachbarin vorzustellen,« entschied die Gräfin, als Botho einiges Widerstreben zeigte.

Botho wäre lieber nicht Zeuge dieser Begegnung gewesen, die er von entscheidendem Einfluß auf sein Lebensglück glaubte. Aber er fürchtete, durch sein Sträuben Verdacht zu erwecken.

Zum Erstaunen der Gräfin erschien Jack, angetan mit dem langen Oberrock, den Hut mit der gräflichen Kokarde

in der Hand, um zu melden, daß der Wagen bereit sei. Es war das Amt Antons, die Herrschaften bei den Ausfahrten zu begleiten.

»Frau Gräfin wollen gestatten, daß ich Anton heute vertrete; er ist sehr erkältet, und da die nächsten Tage niemand entbehrt werden kann, glaubte ich . . . «

»Gut, Jack,« unterbrach die Gräfin ihn wohlwollend, denn sie wußte, daß er es für ein niederes Amt hielt, auf dem Bock zu sitzen. »Wohlens soll ihm Tee kochen oder kalte Umschläge machen. Hat er Halsschmerzen?«

Sie pflegte sich stets um ihre Domestiken mütterlich zu bekümmern, wenn eins derselben krank war. Jack meinte, es sei nur ein Katarrh, der so vorübergehe. Während die Gräfin mit Botho durch die Halle schritt, kam der Major v. Beulwitz die Treppe herab.

»Darf ich mich Ihnen anschließen, Frau Gräfin! Ich bin der Baronin, wie ich Ihnen schon sagte, mehrfach in Gesellschaft begegnet und fände es unfreundlich, das hier auf dem Lande nicht in ihre Erinnerung zurückzurufen.«

»Sehr willkommen – sehr. Nun, Wohlens, was wollen Sie denn noch?«

Frau Wohlens trat mit einer Flüsterfrage an ihre Herrin heran, um bezüglich des heutigen Diners noch etwas zu besprechen. Der Major und Botho gingen mittlerweile an den Wagen.

Endlich erschien die Gräfin auf der Rampe; dort stand schon der Großknecht, um zu melden, daß ein Ackerpferd erkrankt sei. Man solle zum Tierarzt nach Schönberg reiten, entschied die Gräfin.

»Ich bewundere Sie!« rief Beulwitz.

»Ja,« sagte sie lächelnd, »wenn ich nur auf eine Stunde das Schloß verlasse, zeigt es sich, wie nötig meine Gegenwart hier ist.«

Schon setzte sie den Fuß auf den Wagentritt, als hinter der Equipage ein Bauer hervortrat, der seine Mütze zwischen den schwieligen Fingern drehte.

»Wenn ick Fru Gräfin een paar Minuten spreken kunn . . . « begann er.

»Jetzt nicht,« sagte sie mit unermüdlicher Geduld, »kommen Sie morgen wieder!«

»Morgen much dat man villicht to spät sien,« sprach der Mann bedächtig, »da steiht to veel up'n Spill.«

»Nun, was ist's denn?«

»Ick wull Fru Gräfin beeden hebben, dat Se hüt mal Klaßen und sien Söhn int Gewissen reden. Jochen, wat Klaßen sien Söhn is, treckt sick nu all den ganzen Summer mit mien Lene rümm. Und nachdem he ehr to Fall bröcht hett, will he von'n Heiraten nix weeten und mien Nahber säd, dat he man hört harr, Jochen wull utkniepen nach Hamborg.«

Der Mann spuckte kräftig aus und sah dann die Gräfin ruhig an.

»Klaßen und sein Sohn sollen heute gegen Abend aufs Schloß kommen,« befahl die Gräfin heftig, »Ihre Tochter Lene aber soll sich schämen. Sie wird kein Hochzeitsgeschenk und keinerlei Teilnahme von mir erfahren.«

Die Gräfin stieg ein, lehnte sich im Fond zurück und sprach mit einem Ausdruck unsagbaren Widerwillens und Hochmuts auf den Zügen:

»Bei solchen Vorkommnissen bedauert man, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist. Sie täte dem Mädchen und dem Burschen gleicherweise gut.«

»Bedenken Sie die mannigfachen Versuchungen, denen diese Leute ausgesetzt sind,« gab der Major gutmütig zur Antwort.

»Nein,« sagte sie hart, »ich bedenke nichts, als daß es den Menschen vom Tier unterscheidet, daß er sich beherrscht.«

Die Insassen des Wagens schwiegen, jeder von verschiedenen Gedanken bewegt. Botho suchte ein Gefühl der Beklemmung niederzukämpfen. Die Gedanken der Gräfin eilten zu ihren anderen Pflichten, und der Major beschäftigte sich damit, wie die Gräfin mit Lydia Pantin verkehren könne, ohne daß sie sich gegenseitig fortwährend beleidigten. Denn die Gräfin empfand es schon als Beleidigung, wenn man andere Lebensanschauungen und Gewohnheiten hatte als sie.

Aber es ging viel besser, als der gute Major dachte.

Die Baronin erwartete ihren Besuch nicht in jenem kleinen, dunklen Boudoir, das der junge Graf schon kannte, sondern in der anschließenden Zimmerflucht. Das waren prächtige, kalte Räume, denen man das Unbewohntsein auf den ersten Blick anmerkte: die Staatsgemächer der Villa, wo zwischen rotseidenen Möbeln und Vorhängen kostbare Kunststücken umherstanden und hingen.

Die Frau des Hauses wußte mit einem Gemisch von Verbindlichkeit und Zurückhaltung ihren Gästen zu begegnen, so daß die Gräfin zunächst von den Formen und dem Takt der Dame entzückt war. Aber von der vielgerühmten Schönheit der Baronin konnte sie nicht so Besonderes bemerken. Die Vormittagsbeleuchtung, die innere Erregung, die ihr Gesicht ganz entfärbte, das etwas unruhige Auge, das Botho vermeiden wollte – dies alles war Lydia nicht günstig; sie sah

gealtert, ja, fast krank aus. Ihre Kleidung und ihre Bewegungen gefielen der Gräfin aber sehr, und gerade der Umstand, daß Lydia nicht blendete, ließ sie entgegenkommender werden, als sie eigentlich gewollt hatte. Sie sprach von dem Ball, der auf Schloß Allmersdorf am letzten Einquartierungstag stattfinden sollte, und bat die Baronin, eine Einladung zu dem zwanglosen Feste anzunehmen. Der Major brachte sich in Erinnerung, man wechselte einige Worte über gemeinsame Bekannte und schied, die Gräfin in sichtlich angenehmer Stimmung, die Baronin mit demselben Ernst in den Mienen, den sie bei der Begrüßung gezeigt. Botho verneigte sich fremd und ehrerbietig.

Dann war die Qual zu Ende. Lydia schlug die Hände vor ihr Angesicht und stand lange wie erstarrt. Zum ersten Male mit ihm in Gegenwart seiner Mutter beisammen und die Lüge als geheime Gesellschafterin zwischen ihnen. Wie namenlos schwer das war! Dann fiel ihr das Billett ein, das Jack ihr gebracht. Sie zerrte es aus ihrer Tasche, riß es auseinander und las Bothos inständige Bitte, heute nachmittag nach Travemünde zu fahren und, da sie doch ohnehin Santen und Kühne einige Höflichkeiten erweisen müsse, die Offiziere mitzubringen. Sie nickte dem Billett bejahend zu, als sähe sie nicht auf ein beschriebenes Blatt Papier, sondern in ein liebes, liebes Menschengesicht.

Unterdes sprachen sie im Wagen über den Eindruck, den Lydia gemacht. Die Gräfin meinte, daß es immer etwas sehr Erfreuliches habe, eine vielbesprochene Persönlichkeit so einfach und vornehm zu finden. Auch der Major äußerte sich wohlwollend:

»Und Sie, lieber Allmer? Sie sind ganz stumm? Gefällt sie Ihnen nicht?«

»Mir,« stotterte Botho, »mir? Mir hat sie einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht.«

Jack war mit seinem Herrn nicht zufrieden. Er fand ihn ungewandt und nicht mutig genug. Botho hätte heiter und feurig von der Baronin sprechen sollen. Als man heimgekehrt war, nahm er Gelegenheit, seinem Herrn zu sagen, daß die Jungfer der Baronin eine klatschhafte Person sei; sie habe mit ihm ein Gespräch über ihre beiderseitige Herrschaft anfangen wollen, was er als ein schlechtes Zeichen betrachtete. Der Herr Graf möge die Frau Baronin bestimmen, die Jungfer augenblicklich zu entlassen. Woher so schnell eine andere bekommen? Seine, Jacks Schwester, für die er sich verbürge, könne sofort eintreten.

Aha, dachte Botho, das soll der Lohn für seine Botendienste sein; nun, mag er den haben, in wenig Wochen ist Lydia meine Braut, und wenn Jack despektierliche Gedanken wegen der Heimlichkeit hatte, kann er sie dann zurücknehmen.

In der Tat vollzog sich dieser Dienstbotenwechsel nach Jacks Willen in den nächsten Tagen. —

Bei Tisch herrschte wieder die größte Munterkeit, Lobedan und Schmettau setzten ihre Belagerung fort, Beatrix wehrte sich nach rechts und links; der kleine Frankenstein hatte sich ernstlich in Konstanze verliebt und kam aus den seligsten Entzückungen nicht mehr heraus. Man stellte während der Mahlzeit auch die Art fest, wie der Ausflug am besten zu unternehmen sei. Die Gräfin, Dorothea und der Major wollten bis zur Fähre auf dem Priwall fahren, sich dort mit dem Nachen nach Travemünde übersetzen lassen, und die Equipage sollte sie nach zwei oder drei Stunden an der Fähre wieder abholen. Die übrigen zogen es vor, zu gehen

und sich heimwärts von einem Schiffer ein Streckchen den Fluß hinauf in die Dassower Bucht rudern zu lassen.

So geschah es denn auch, und die längere Zeit, die die Jüngeren zur Fußwanderung brauchten, ließ den Älteren Muße zu einem Ruhestündchen.

Unterwegs konnte Lobedan der Versuchung nicht widerstehen, auch dem kleinen Frankenstein ins Gehege zu kommen; er überließ Beatrix und Schmettau ein Weilchen sich selbst.

Sie blieben weit hinter den anderen zurück; Günther ging mit Absicht sehr langsam.

»Beatrix,« sagte er erregt, »macht es Ihnen wirklich ein Vergnügen, von Lobedan Komplimente zu hören und über seine alten Witze zu lachen?«

»Das ist mir ganz einerlei. Ob die Witze alt sind oder nicht – wenn er mich nur lachen macht. Sie selbst lachen ja auch über ihn.«

»Aber Ihr Entgegenkommen könnte ihn berechtigen zu hoffen, daß . . . «

»Ach was,« unterbrach Beatrix ihn böse, »wer denkt und hofft denn gleich immer was. Sie wissen ja selbst, wie sterbenslangweilig es hier sonst ist; gönnen Sie mir doch das bißchen Vergnügen dieser Tage.«

»Ich denke, wir haben noch reizende Wochen vor uns,« sagte er leise; »sobald das Manöver beendet ist, komme ich auf vier Wochen hierher.«

»Nun, und was ist dann?« fragte sie. »Dann sind Sie und Botho da, und es ist auch nicht viel anders wie jeden Tag. Ich liebe neue Menschen, Abwechslung.«

Sein Antlitz wurde mit einem Male bleich.

»Haben Sie nie daran gedacht, Beatrix, daß es etwas gibt, das ein Leben schöner und reicher ausfüllt als alle Vergnügungen?« sagte er, ihre Hand ergreifend.

Sie entzog ihm ihre Finger.

»Um Gottes willen, nur nicht sentimental werden! Das kleidet einen Leutnant schlecht.«

Konstanze war mit der Gesellschaft Lobedans wenig gedient. Wenn ihr die schweigsame Nähe ihres kleinen Verehrers auch einige Pein bereitete, so war doch gerade Lobedan der am wenigsten ersehnte Dritte. Sie besaß nicht die Schlagfertigkeit, die ihm gegenüber nötig war; sie verstand weder Komplimente abzuwehren noch anzunehmen, noch verstand sie – was Lobedan das ungeheuerste Mitleid mit ihrer Unbildung einflößte – alle Pointen seiner Anekdoten, über die Beatrix sich vor Lachen ausschüttete. Er zog sich denn auch bald von ihnen wieder zurück, zu Konstanzens unsäglicher Erleichterung.

Ihre Augen hatten immer Botho verfolgt, der so schnell voraneilte, daß er mehrfach wartend stehenbleiben mußte. Er zeigte die gleiche Unruhe und Aufgeregtheit, die Konstanze schon gestern an ihm bemerkt. Unbewußt strebte sie ihm rasch und immer rascher nach, und so fanden denn Konstanze, Frankenstein und Botho sich als die ersten am Ufer ein, wo gerade der Fährnachen bereitlag.

»Wir warten nicht,« entschied Botho und sprang in den Kahn. Er reichte Konstanze beide Hände. Sie sah ihm in die Augen anstatt auf die Bank im Kahn und trat fehl. Er hob sie mit raschen Armen auf, fragte in liebevoller Besorgnis, ob ihr etwas weh tue, setzte sich dicht neben sie auf die Bank, und als sie sekundenlang die Lider schloß, legte er den Arm um ihre Taille. Mit einem seligen Lächeln sagte Konstanze,

daß ihr gar nichts fehle. Frankenstein war verstimmt, daß sie nicht in seine Arme gefallen sei.

Der an seiner Mündung so schmale Fluß war bald überschifft; drüben legte man an einer der vom Kai vorspringenden Landungsbrücken an, schritt die Uferstraße mit den sauberen städtischen Häusern und den im Zopfstil verschnittenen Linden entlang und bog in den Park des Kurhotels ein, dessen ganze Länge eine mächtige Lindenallee durchschnitt. Vor der Konditorei des Hotels standen zahlreiche Tische und Stühle. Dort saßen die Badegäste und Nachmittagsausflügler aus der nahen Hansestadt. Im breiten Kiesweg zwischen der Musikhalle und dem Kurhause spielten die Kinder.

»Gehen wir auf und ab, bis die anderen kommen,« sagte Botho, der enttäuscht war, Lydia noch nicht hier zu finden. Andererseits sagte er sich, daß das Zusammentreffen besser in Gegenwart seiner Mutter stattfinden würde.

Gehorsam marschierten Konstanze und Frankenstein einigemal mit Botho vor der ganzen Flucht der Gebäude auf und ab. Endlich, als sie wieder am Musikpavillon vorbeikamen, traten aus dem Seitenweg, der vom Strand hereinführte, eine Dame und zwei Offiziere ihnen entgegen. An den Offizieren, die gestern auf Allmershof gespeist, erkannte Konstanze augenblicklich, daß es die Baronin sei.

Aber Lydia hatte keine Ahnung, wer dies große, schlanke, blonde Geschöpf war, das ihr mit so entsetzten Augen ins Gesicht sah.

»Meine Cousine, Fräulein Konstanze Waldau, seit einigen Tagen unsere Hausgenossin,« stellte Botho sie vor.

Lydia erschrak. Was bedeutete das? Ein so schönes, so märchenhaft schönes Wesen hatte die Gräfin ins Haus genommen? Weder bei dem Besuch, den Lydia auf Allmershof,

noch bei dem anderen, den die Gräfin in der Villa gemacht, war mit einer Silbe diese – Cousine erwähnt worden? Und auch Botho hatte ganz davon geschwiegen? War ein Zufall – oder Absicht?

Ihr banges Auge ging mit einer großen Frage zu Botho hinüber, und dieser Blick, in dem ein ganzes Geständnis von Zusammengehörigkeit und – Eifersucht lag, dieser Blick durchzuckte Konstanze.

Sie war unfähig, ihren Schreck zu bezwingen.

Lydia brauchte nur eine Sekunde, sich voll zu fassen.

»Da kommt Beatrix!« Die Offiziere eilten ihr entgegen. Konstanze folgte langsam.

»Du hast mir die Gegenwart dieses Mädchens verhehlt,« sagte Lydia mit schmerzlichen Lächeln.

»Verzeihe,« bat Botho. »Ich hatte keine Zeit, an sie zu denken, als ich bei dir war. Aber nun haben wir uns ihr verraten. Deine Augen konnten nicht schweigen.«

Fast klang es wie ein Triumph aus seiner Stimme.

»Sie werden fortan schweigen können! Aber sprich, ist sie wirklich deine Cousine?« fragte Lydia.

»Sehr entfernt. Mama hat sie aus Barmherzigkeit aufgenommen. Sie ist Dorotheas rechte Nichte. Aber du brauchst dich nicht mit ihr zu beschäftigen! Sie ist ganz unbedeutend,« sagte er beruhigend.

Lydia sah ihn tief an, mit einem Blick, den er gar nicht verstand. Unbedeutend? dachte Sie, dies Mädchen? Wie, ist er blind, oder – noch so jung, um das zu denken?

»Da kommt deine Mutter mit Dorothea und Beulwitz,« flüsterte sie hastig, »komm – ihnen entgegen!«

Die ganze Gesellschaft traf vor dem Kurhause zusammen; die Gräfin zeigte sich nicht sonderlich erstaunt, die Herrschaften aus der Villa zu treffen. War doch ein Ausflug nach dem Badeort das einzige Vergnügen, das sich die Bewohner des gegenüberliegenden Ufers machen konnten.

Botho fühlte sich sichtlich erleichtert. Es hatte ihm erschienen, als müßten alle dies Zusammentreffen höchst auffällig finden.

Nach langem Hin- und Herberaten nahm man vor der Konditorei an einigen zusammengerückten Tischen Platz. Botho und Günther machten dem Kellner die Bestellungen; die Gräfin plauderte mit der Baronin und Santen; der ganze Kreis geriet in die beste Laune.

In Botho ging Seltsames vor. Das Bewußtsein, daß sich jemand in der Gesellschaft befand, der Lydias Leidenschaftsblick beobachtet und somit Kenntnis von ihrer heimlichen Liebe bekommen hatte, gab ihm ein berauschendes Gefühl von Siegersglück. Er fühlte sich Konstanzen innerlich plötzlich ganz nahe gerückt, er suchte Blicke mit ihr zu wechseln, und sein Ton war vertraulich, fast sogar schon zärtlich. Das arme Kind wurde davon so verwirrt und fühlte sich so außerstande, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen, daß wiederum Frankenstein aus den verkehrten Antworten, die er erhielt, für sich die kühnsten Schlüsse zog. Denn Lobedan, der ihm Autorität war, hatte ihm einmal gesagt: »Wenn ein Weib zerstreut ist und Ihnen verkehrt antwortet, so ist es mehr mit Ihrer Person als mit Ihrem Gespräch beschäftigt.«

Aber auch Lydia gegenüber fühlte sich Botho freier. Er richtete fortwährend das Wort an sie, scherzte mit ihr, kurz benahm sich mit einer Sicherheit, die Lydia beruhigte und ihr selbst ein wenig von dem ängstlichen Zwang nahm, in

dem sie sich heute morgen Botho gegenüber im Beisein der Gräfin bewegt hatte. Und mit dem Leben, das sie zeigte, trat auch ihre Schönheit wieder hervor.

Nachdem man eine Stunde beisammengesessen, hatte Beatrix schon keine Ruhe mehr.

»Wir wollen an den Strand gehen,« rief sie ungeduldig.

Die Gräfin war es zufrieden, alle erhoben sich. Man ging über das freie, von einer mageren Rasennarbe bedeckte Feld auf die den Strand überragende, kunstvoll angelegte Promenade zu und stieg eine der von ihr zum weißen Sandufer hinabführende Treppe hinunter.

Der leuchtende Septemberhimmel zeigte eine südliche Bläue, eine Farbentiefe, wie er ihn im Norden nur gewinnt, wenn der scheidende Sommer schon von Herbsdünsten durchwittert ist. Der Wind, der sich nach Osten gewandt hatte, trieb die klarflutenden Wogen vom Meere gewaltig in die Bucht, die, da vom holsteinischen, dort vom mecklenburgischen Strand umfaßt, nur geradeaus eine uferlose Linie am Horizont zeigte.

Schweigend und schauend gingen sie alle am Ufer entlang. Das eintönige Brausen der Meeresflut ließ sie alle leise in sich hineinlauschen. Nur Beatrix, die mit Lobedan abseits ging, beratschlagte, welche Kotillontouren man auf dem Ball tanzen könne und ob man den Sonntag vorher nicht benutzen solle, um in Lübeck Überraschungen und Blumen zu bestellen.

Lydia schritt neben der Gräfin. Beide schwiegen.

Endlich standen sie still und schauten verloren über das Meer, wo fern und ferner jetzt ein Dampfer dahinkroch wie eine schwarze Raupe auf sonnenbespiegelter Stahlfläche.

Wie verschieden und wie schön beide Frauen waren! Botho, der ihnen mit Konstanze unmittelbar folgte, umfaßte beide Gestalten, die für ihn den Inhalt der ganzen Welt ausmachten, mit einem glückseligen Blick. Dann blieb sein Auge auf Lydia allein haften, lange und wie berauscht.

»Ist sie nicht unfaçlich schön,« flüsterte er, Konstanze die Hand drückend.

»Ja,« sagte sie tonlos. Ihre Knie wankten: also doch! also doch! Es gab einen heimlichen, innigen Zusammenhang zwischen der schönen Frau und *ihm!*

Von da an nahm sie nur mechanisch an den Vorgängen des Nachmittags und des Abends teil. Sie bemerkte kaum, daß die Zeit zur Heimkehr nahte und die Gräfin Lydia sowie Santen und Kühne aufforderte, den Abend auf Allmershof zu verbringen, und daß Lydia die Einladung ablehnte. Sie saß wie im Traum neben Frankenstein im Kahn und blieb im Traum den ganzen Abend.

Und wenn Lobedan sie bisher nur für schüchtern und weltfremd gehalten, so hielt er sie jetzt für dumm, denn sie lachte nicht über die Pointe einer seiner besten Anekdoten, die selbst der Gräfin ein Lächeln entriß. »Frankenstein,« sagte er, als die Herren später noch in Bothos Zimmer rauchten und tranken, »daß man sich im Manöver verliebt, ist für jemand, der zum erstenmal mitmacht, selbstverständlich. Daß Sie sich aber einen so kühlen Gegenstand aussuchen! Dazu gehört Erfahrung, mein Sohn. Bei der schönen Konstanze werden *Sie* kein Glück haben, mein Sohn.«

»Ich sehe an Ihrem Beispiel, daß Erfahrung und Glück auch nicht immer zusammengehen,« erwiderte Frankenstein mit unerwarteter Schlagfertigkeit.

»Schau, schau, der Kleine kommt sich,« sagte Lobedan gemütlich und schlug ihm ermunternd auf die Schulter.

Eine neue und nicht erhoffte, aber freudige Belebung gewann die Gesellschaft in Schloß Allmersdorf am folgenden Tag durch die Nachricht, die Major v. Beulwitz bei Tisch der Gräfin überbrachte.

»Mein Bruder Fritz schreibt mir einige Zeilen, die im Grunde für Sie, Gräfin, bestimmt sind. Gestatten . . . «

Die Gräfin nickte dem Major zu, der das Blatt schon entfaltet zwischen seinen Fingern hielt. Der Major las, von allen aufmerksam angehört:

»Lieber Bruder! Deinen Zeilen, die mir von den Grüßen und der Einladung der Gräfin Allmer berichten, hier umgehend und in Kürze folgende Antwort: Seit Jahren war es mein Wunsch, die Freundin unserer Jugend wiederzusehen. Ich hatte schon, ehe ich mit dem Prinzen auf Reisen ging, die Vorbereitung getroffen, um mir diesen Wunsch zu erfüllen. Deine Einladung erspart mir nun die Anmeldung. Seine Hoheit der Herzog gestatteten dem Prinzen Leopold, mich nach Allmershof zu begleiten und dort so lange zu verweilen, als es mir erlaubt erscheint. Inzwischen ist die Mutter meiner Frau gestorben, Erbschaftsregelungen wichtigster Art zwingen mich, einige Tage im früheren Domizil meiner Schwiegermutter zu verweilen; der Prinz hat Angst vor der Langeweile, die dort seiner wartet. Dein Brief belehrt uns nun, daß er auf Allmershof Leben in Fülle findet – kurz und gut: Prinz Leopold bittet sich bei der Gräfin zu Gast und wird, wenn keine Absage eintrifft, am 11. oder 12. September in Allmershof eintreffen, wohin ich am 16. dann nachfolgen

könnte. Sage der Gräfin das Beste, und Du wirst noch immer zu wenig ausdrücken von dem, was mich bewegt. Dein Fritz.«

Beatrix und die jungen Offiziere konnten kaum den lauten Ausdruck ihrer Freude zurückhalten. Die Begegnung mit dem Prinzen, der als der Thronfolger seines Oheims galt, erschien den Offizieren bedeutungsvoll; das junge Mädchen hatte ihn als liebenswürdigen Menschen schildern hören.

»Wie auch mich das bewegt,« sagte die Gräfin langsam, »die ganze, kurze Jugend steht wieder vor mir und bringt mir in der Erinnerung Fritz viel näher, als er mir damals in der Tat stand.«

»Nur eins,« bat Beulwitz leise, »sprechen Sie zu Fritz nie von seiner Frau. Er war in seiner kinderlosen Ehe nicht glücklich. Aber da er es immer stumm trug, liebt er nicht, daß man daran rührt.«

»Nicht glücklich?!« fragte die Gräfin. Ich habe ihn sehr hoch geschätzt und glaubte, daß er der Mann sei, sich sein Glück zu erringen und zu halten.«

»Die Schuld war nicht bei ihm,« versetzte Beulwitz kurz. – Von nun an flogen die Tage. Man mußte nachmittags landeinwärts fahren und reiten, um befreundete Familien von den nächsten Gütern einzuladen, man mußte das Programm des Festes entwerfen und immer wieder ändern. Das allein beschäftigte Beatrix und die jungen Offiziere. Die Gräfin und Dorothea hatten genug Sorgen für Küche und Keller, Wohnung und Festsaal. Auch ihnen bereitete die Ankunft des Prinzen einige Aufregung.

So fand in der allgemeinen Unruhe Botho manche unbeachtete Stunde, wo er in das Haus der Geliebten eilen konnte und in ihrer Gegenwart von naher und herrlicher Zukunft schwelgen durfte.

Einem Augenpaar jedoch entgingen seine Wege, sein Fernbleiben nicht. Wenn die Gräfin Botho und Konstanze mit den anderen auf Spaziergängen glaubte, stand Konstanze lange, lange am Parksaum und blickte Botho nach, der über die Wellenlinie des Flachlandes ging und mählich hinter derselben verschwand. Beatrix fragte nie einen Menschen: »Wo warst du? – was hast du?« Mit einer stolzen Diskretion ging sie an allen Erscheinungen und Ereignissen des Lebens vorbei. Die Offiziere sprachen selbstverständlich nicht einmal unter sich darüber. Und so ging Botho unbefangen seine Wege weiter.

5. KAPITEL

Und der Tag, dem so viele entgegengefiebert hatten, brach denn endlich an. Sowohl Beatrix wie auch Konstanze hatten die Nacht zuvor kein Auge geschlossen, ebensowenig Botho oder Günther und Frankenstein, die nahezu bis zum Morgen in Bothos Zimmer zusammengesessen hatten. Konstanze hatte bis in die Nacht hinein einen langen Brief an ihre Mutter geschrieben und alle Ereignisse auf Allmershof erzählt und dann ausführlich die Balltoilette beschrieben. Beatrix lag zwar im Bett, aber alle ihre Gedanken eilten dem Prinzen voll Neugier entgegen. Er war ihr der Bote aus einer anderen Welt! Wider ihren Willen drängte sich allerdings immer Günther v. Schmettau in ihre Gedanken. Die Frage, die er an sie gerichtet, ob sie sich kein schöneres Glück vorstellen könne, klang ihr erinnernd im Ohr. Seine braunen

Augen, mit dem warmen, herzinnigen Ausdruck, standen so traurig vor ihrem Geist. Sie scheuchte das gewaltsam fort.

Das ist ja Unsinn, sagte sie sich, ein Leutnant! Um Gottes willen, wenn er nach Buxtehude oder Schöppenstädt in Garnison käme! Und da vor der Kommandeuse zur Cour defilieren. Ich stürbe ja. Wenn er den Dienst quittieren wollte, dann . . .

Was dann? Darüber verloren sich ihre Gedanken ins Blaue. Übrigens hatte Günther sie neulich ausgelacht, als sie ihm sagte, er solle den Dienst quittieren und in Berlin bei Hofe leben. Das könne er nicht. Welcher Eigensinn. – Von Geld, von Nichtbesitz, von allen äußeren Existenzfragen hatte sie keine Ahnung. Dafür war Mama ja reich. Aber Schmettau wollte den bunten Rock nicht ausziehen. Welch eine andere Existenz, so ein Prinzenleben. Ach, zu welchen schönen Tagen der einmal seine Gattin führen würde . . .

Über den Ball und den Prinzen vergaß Beatrix ganz, daß sie morgen achtzehn Jahre alt wurde, und war ganz bestürzt, daß – als es endlich Tageszeit zum Aufstehen war – die Mama sie feierlich bewegt aus ihrem Zimmer holte.

»Mit heute, mein Kind,« sagte die Gräfin, sie in die Arme schließend, »trittst du völlig in die Rechte einer Erwachsenen ein. Wenn vielleicht das Leben mit ernstesten Anforderungen rasch an dich herantritt, wenn du über deine Wege dir nicht immer innerlich klar sein solltest, hoffe ich, daß mein Beispiel dir Halt gebe. Mein Dasein lehrt dich, daß für eine Frau im Kreise rastlos erfüllter Pflichten ein vollkommenes Glück erblühen kann.«

Diese Ermahnungen waren zwar etwas dunkel, doch gut gemeint. Beatrix umarmte die Mutter zärtlich, aber schon ein wenig ungeduldig. Dann gingen sie zusammen hinab,

wo im Speisezimmer schon alles zum Gratulieren bereit stand. Die reichen Geschenke, unter denen sich eine wertvolle Perlenkette aus der Schmuckkassette der Gräfin befand, sah Beatrix kaum an. Über die Blumensträuße der Offiziere freute sie sich sehr, und als Botho mit seiner Gabe hervortrat – einem Bildchen der Gräfin auf Elfenbein in einem kostbaren Rahmen, das er nach einer Photographie in Berlin hatte machen lassen –, fiel sie ihm und der Mama jubelnd um den Hals.

Seltsames Mädchen, dachte Günther beglückt, die Seidenstoffe und den Schmuck beachtet sie kaum. Wie kann so wenig Eitelkeit, so viel Gemüt und so viel Vergnügungslust in einem Wesen zusammen sein!

Bei dem gemeinsamen ersten Frühstück fragte die Gräfin nach Jack. Anton sagte, Jack habe einen Weg für sich gemacht, da er geglaubt, man bedürfe seiner nicht so früh. Er käme jeden Augenblick wieder. Ehe die Gräfin eine mißbilligende Bemerkung machen konnte, sagte Dorothea:

»Ich sah zufällig Jack vorhin, als er mit dem Postboten sprach. Er nahm ihm ein Paket ab und schlug dann die Richtung nach der Villa Pantin ein: ein Weg, auf dem er mir gestern ebenfalls begegnete.«

Ob die Bemerkung von Dorothea harmlos war, ob sie ihn dabei ansah, ob es eine Warnung sein sollte – Botho wußte es nicht. Mit wildem Herzklopfen beschäftigte er sich mit dem Fleisch auf seinem Teller, doch zitterte seine Hand. Konstanze atmete kaum. Zum Glück sagte Lobedan ganz plötzlich:

»Also Seine Hoheit kommen über Travemünde? Befehlen Frau Gräfin, daß wir insgesamt zum Empfang hinüberfahren?«

Die Frage war sehr überflüssig, denn schon gestern war festgestellt worden, daß der Major und Botho den Prinzen abholen sollten. Aber Botho gab sie doch Gelegenheit, aufzuspringen und zu rufen:

»Ich glaube, Herr Major, es wird allmählich Zeit. Ich will selbst im Stall mal nachsehen.«

»Tue das,« sprach die Gräfin, »die Viktoriachaise für die Dienerschaft. Und sage Wohlers, daß das Gepäck später mit dem Federwagen vom Großknecht geholt werden soll.«

Gerade als alles sich erhob, erschien Jack in der Tür:

»Frau Gräfin haben befohlen?«

Es war, als wenn eine große, unsichtbare Hand sich urplötzlich auf die Lippen aller Anwesenden gelegt hätte. Nur Dorothea sah bei dem allgemeinen Verstummen etwas verwundert drein. »Was haben Sie in der Villa Pantin zu tun? Wie können Sie überhaupt heute ohne mein Vorwissen ausgehen?« fragte die Gräfin streng.

»Frau Gräfin,« sagte Jack mit seiner tiefsten Verbeugung. Meine Schwester ist seit einigen Tagen als Jungfer bei der Frau Baronin. Ich habe meine Schwester in diesen Tagen häufig aufgesucht, weil sie mir einen Teil meiner Kleidung instand hält. Und in der nächsten Zeit – – die Gegenwart eines hohen Gastes – –«

Die Gräfin lächelte wider Willen. Sie war überzeugt, daß Jack, durchdrungen von seiner Wichtigkeit, sich womöglich neu equipiert habe, um vor dem Prinzen ehrenvoll zu erscheinen; auch glaubte sie an die Schwester.

»Ich liebe keine Beziehungen zwischen den Diensthofen meines und eines anderen Hauses. Es gibt Klatsch,« sagte sie. Jack erlaubte sich eine abwehrende Gebärde.

»Nun,« fügte die Gräfin wohlwollend hinzu, »in diesem Fall will ich ein Auge zudrücken. Sie können, wenn Zeit ist, Ihre Schwester zuweilen aufsuchen.«

Damit schien der Zwischenfall erledigt; aber er schien es eben nur. Dorothea nahm sich vor, heute abend zu beobachten und, wenn nötig, die Gräfin zu warnen. Botho stürmte in sein Zimmer.

Wie schändlich, wie demütigend, wie unerträglich dies alles! Und gestern erst hatte er Lydia sein Ehrenwort gegeben, bis zur Vollendung seines dreiundzwanzigsten Jahres zu schweigen. Oh, sie hatte so recht. Er konnte ihr das nicht antun, daß seine Mutter ihn – auslachte wegen der Wahl einer älteren Frau. Ein Einjähriger – mit einer Braut wie Lydia. Das sah wie Wahnsinn aus, er begriff es selbst. Lydias wegen mußte er seine Mutter erst allmählich an den Gedanken gewöhnen.

So in Gedanken fand ihn Jack. Auf seinem Gesicht leuchtete eine namenlose Zufriedenheit. Er fühlte sich als Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle und fand seine Haltung im kritischen Augenblick der Gräfin gegenüber bewundernswert. Kopfschüttelnd sah er die Unruhe seines Herrn. Er berührte ihn sanft an der Schulter:

»Der Wagen fährt vor. Wollen der Herr Graf sich nicht bereitmachen?«

Botho richtete sich auf, ging an seinen Schreibtisch im Arbeitszimmer und nahm eine Banknote von hohem Wert heraus.

»Nehmen Sie, als Ausdruck meines Dankes.«

»Nein, Herr Graf,« sagte Jack mit erhobenen Händen, »ich habe nur meine Pflicht getan, nichts aus Spekulation auf ein Trinkgeld.«

»Nun denn, Jack,« sprach Botho herzlich, »so werde ich Ihr Gehalt aus meiner Tasche verdoppeln, und nehmen Sie dies als Geschenk.«

Er entnahm aus einem Kästchen, darin Manschettenknöpfe, Ringe und Krawattennadeln bunt durcheinander lagen, eine Nadel mit einem kleinen Brillanten und reichte sie dem hochbeglückten Jack.

Einen Geldschein konnte Jack verweigern, aber den Besitz einer Schmucknadel vor seinen Mitbediensteten zu verheimlichen, dazu war Jack nicht imstande. Noch vor Mittag wußte auch Dorothea durch ihre Jungfer, daß Jack in der Küche eine Nadel gezeigt, über deren Herkunft er sich nicht näher geäußert; die genaue Beschreibung der Nadel ergab für Dorothea unzweifelhaft, daß es ein Schmuckstück sei, das sie vor zwei oder drei Jahren an Botho geschenkt. Da Jacks Ehrlichkeit über allen Anstellungen erhaben war, mußte er diese Nadel von Botho geschenkt erhalten haben. Hiernach bedurfte es kaum noch für Dorothea eines Beweises.

»Kind,« sagte sie zu Konstanze, die bei der Unterhaltung mit der Jungfer zugegen gewesen, »du mußt heute abend, wo du zuerst in größerem Kreis sozusagen als Mitglied der Familie erscheinst, ein wenig die Pflichten der Haustochter mit übernehmen, denn Beatrix ist darin mehr als nachlässig. Ich empfehle dir besonders, dich der in unserer Gesellschaft ganz fremden Baronin anzunehmen und soviel wie möglich an ihrer Seite zu bleiben.«

Konstanze nickte. Sie hatte alles, alles begriffen. Sie hatte auf dem Gesicht ihrer Tante alle Gedanken gelesen, die sie sich über die Nadel machte; sie fühlte, daß sie nur als Spionin dienen sollte.

Als Werkzeug gegen *ihn* und die, die er liebte! Wenn Dorothea ihr das mit offenen Worten gesagt hätte, würde sie es mutig und offen zurückgewiesen haben. So blieb ihr eine Abwehr erspart und Freiheit zu jeglichem Vorgehen. Sie mußte Lydia und Botho warnen. Wie das geschehen konnte, wußte sie noch nicht; aber im rechten Augenblick würde ihr das rechte Wort schon kommen.

Es war gegen Mittag, als der Ruf durch das Schloß erscholl: »Der Prinz, der Prinz!« In den Schloßhof fuhr die mit vier Pferden bespannte Equipage; Beatrix und Konstanze standen in den vorderen Wohnräumen hinter den Fenstern, beide in hellster Aufregung. Die Gräfin empfing den hohen Gast in der Halle; er bat, ehe er noch den Reisedaub von sich schüttelte, sogleich den anderen Damen des Hauses vorgestellt zu werden. Diese Vorstellung fand denn auch sogleich im ersten Zimmer statt.

Prinz Leopold, ein Jüngling, oder vielmehr ein Mann in Bothos Alter, war von hoher und geschmeidiger Figur. Sein feingeschnittenes Gesicht war etwas bleich, seine grauen Augen blickten lebhaft, auf seiner Oberlippe stand ein kurzverschnittener Schnurrbart.

Er wechselte einige verbindliche Worte mit Beatrix, die lebhaft antwortete und ihn mit ihren großen Augen voll unverhohlener Neugier anschaute, machte seine Verbeugung gegen die beiden anderen Damen und zog sich dann zurück.

»Nun,« sagte Schmettau nachher zu Beatrix, »so ein Prinz ist doch auch nur ein Mensch wie wir.«

»Nein,« rief sie, »nein. Sehen Sie ihn an – er ist so alt wie Botho, und welche bewußte Sicherheit im Auftreten! Wie scheint seine Gegenwart alle zu beherrschen! Wie sagt jede

seiner Mienen, sein Lächeln, so liebenswürdig es ist, sein Gespräch, so bescheiden er sich gibt, ich bin der Erste!«

»Hier – ja!« gab Schmettau ärgerlich zu; »wenn Sie ihn am Hofe seines Oheims sähen, würde ihm die zweite Rolle zufallen, und wenn Sie ihm in Berlin in des Kaisers Nähe begegneten, würde er immer weiter, würde er sehr weit zurücktreten. Bedenken Sie das – und alles andere wird Ihnen bald seine menschlichen Seiten zeigen.«

Beatrix wandte sich ab; sein Ton war jetzt immer so mahnend, wenn er zu ihr sprach. Das beunruhigte sie, das war so unbequem. Wenn er *den* Ton anschlug, kam es ihr immer vor, als taue sie nicht viel, als sei er besser als sie.

»Habe ich Sie verletzt?« fragte Günther. Beatrix sah ihn wieder an. Sie hatte ihr trotziges Gesichtchen mit dem knabenhaften Haar darüber wie im Schmollen verzogen.

»Ich bin doch ein guter Kerl,« versicherte sie. »Warum sprechen Sie immer so zu mir?«

In diesem Augenblick trat Lobedan ins Zimmer.

»Pardon!« rief er, »ich suchte Komtesse, um die Tänze für den Abend festzustellen.«

Beatrix erfaßte Günther und walzte mit ihm einmal herum. Und so war aller Ernst wieder verflogen.

Das Mahl wurde heut früh und eilig eingenommen, trotz der Gegenwart des Prinzen, der sich von der Gräfin auseinandersetzen ließ, wie bei diesem ländlichen Manöverball gegen alle Etikettefragen gesündigt werden würde; man fange schon mit der Dunkelheit an zu tanzen, weil die Herrschaften von den Gütern gleich nach Mitternacht aufbrechen müßten, um beim Mondschein die Heimfahrt anzutreten. Der Prinz schien des lustigen Treibens froh zu sein,

verkehrte mit den Offizieren wie ein Kamerad und sagte zu Beulwitz:

»Endlich einmal ein Haus und ein paar Tage in meinem Leben, wo ich jung und heiter sein darf und mich doch in der besten Gesellschaft befinde. Sie wissen, lieber Major, mein Dasein läuft sonst hin und her zwischen der steifen Würde am Hofe meines Oheims und den heimlichen Entschädigungen, die man sich für den Zwang gewährt. Eine außerordentliche Frau, die Gräfin, fast königlich unnahbar. Und die kleine Brandrakete – das Komteßchen – hat *die* ein paar Augen. Donnerwetter!«

»Wenn Eure Hoheit sich nicht zu viel mit diesen Augen beschäftigen wollten, wäre es der Gräfin gewiß lieb,« bemerkte der Major.

»Sag' ich's nicht,« lachte Prinz Leopold, »nicht einmal ein bißchen verlieben darf man sich; ein Recht, das sich gewiß sämtliche Offiziere hier genommen haben.«

Nach dem Mahl lagerte sich über alle Räume des Schlosses Stille. Die jungen Mädchen kleideten sich an, das heißt, Konstanze kleidete erst Beatrix und dann sich an, worauf Fräulein Dorothea, in rauschender, heller Seide, erschien, um das Resultat zu begutachten. Konstanze war himmelblau, Beatrix gelblichweiß angezogen; die eine trug einen hellen Rosenkranz auf den blonden Flechten, die andere ihr kurzes Gelock schmucklos. Die eine hatte erhöhte Farben, die andere hatte ein Gesicht so weiß wie ihr Kleid.

»Du bist mir zu weiß, es hat so etwas Auffallendes,« sagte Dorothea, die sich nicht klar darüber wurde, daß einzig die brennenden Augen das Auffallende an Beatrix ausmachten, »der Gärtner kann rasch ein paar Granatblüten zusammenbinden; Konstanze, hefte sie ihr dann an die Schulter.«

Damit ging sie zur Gräfin, um auch bei dieser noch das letzte Wort zu sprechen; denn in Sachen der Toilette galt Fräulein Dorothea im Schlosse als Autorität.

Die Herren Offiziere bedurften nicht kürzerer Zeit, sich umzukleiden, als die Damen. Frankenstein und Schmettau wollten mit Lobedan zugleich hinabgehen und holten ihn aus seinem Zimmer ab, aber Lobedan saß noch ächzend mit einem übergeschlagenen Bein auf dem Stuhl und quälte sich den zweiten, zu engen Stiefel an. Endlich war auch das geschehen, und er konnte an seine Frisur denken. Als jedes einzelne Haar an der richtigen Stelle lag, gingen sie zusammen die Treppe hinab.

»Frankenstein,« sagte der lange Leutnant unterwegs, »machen Sie meiner Erziehung Ehre, und wenn es Ihnen bei Ihrer notorischen Unwiderstehlichkeit möglich ist, brechen Sie nicht mehr Herzen, als mir zu trösten möglich ist.«

Der kleine Frankenstein hatte in einer weinseligen Laune einmal geklagt, daß er noch nie geliebt worden sei. Von da an neckte ihn Lobedan mit seinen »Erfolgen«.

Als sie in den großen Saal traten, staunten sie. Es war derselbe weite Raum in dem damals Konstanze mit ihrer Mutter gewartet; aber jetzt waren die Stühle und Kronen von ihren Überzügen befreit, und aus den Spiegeln und von den weißgoldenen Wänden strahlte ihnen hellflimmernder Kerzenschein entgegen.

Schon waren die Räume ziemlich gefüllt, die hohe Gestalt der Gräfin bildete den Mittelpunkt der Gesellschaft. Die stolze Frau sah in ihrer schweren, lilafarbenen Sammetschleppe über dem hellila Seidenkleid noch einmal so majestätisch aus als sonst. Im braunen Haar trug sie ein Diadem von blitzenden Steinen.

Botho ging in der Nähe der Tür unruhig auf und ab; erwartete er den Eintritt des Prinzen oder den Lydias?

Da der Prinz mit dem Major Beulwitz gleich darauf eintrat und Botho ihn bis zur Gräfin geleitete, schien es, als sei er der Erwartete gewesen. Der Prinz bat die Schloßfrau, mit ihm den Ball zu beginnen, und Lobedan, der die Rolle des Tanzordners übernommen hatte, wollte gerade auf das Orchester zustürzen, um den Befehl zum Spielen zu geben, als Lydia Pantin den Salon betrat.

Ihr Erscheinen wirkte im höchsten Grade auffallend, ohne daß ihre Haltung oder ihre Kleidung dies im allermindesten herausforderte. Die Vorzüge ihrer Erscheinung wurden allgemein bemerkt, aber nur ein geschulter Blick wußte sich klarzumachen, daß sie in zahlreichen feinen Einzelheiten bestanden. Die klassische Linie des schlanken Halses, wie er aus dem schönen Nacken herauswuchs, das zarte Oval des Gesichtes, die Art, wie dieser Kopf sich auf diesem Hals bewegte, die Schulternrundung, das feine Kinn – dies alles kam jetzt natürlich besser zur Geltung als im Mantel oder im hohen Kleid.

Lydia trug ein weißes Seidenkleid, mit weißen Spitzen und weißen Rosengirlanden verziert; in ihrer Hand trug sie einen großen Strauß von Gardenien und Tuberosen, um den Hals eine Perlenschnur und im Haar einen Stern von Brillanten.

Botho eilte ihr entgegen, reichte ihr den Arm und führte sie zu seiner Mutter. Er war ganz blaß geworden.

»Die Baronin sieht verteufelt interessant aus,« flüsterte Lobedan Günther zu, »wenn das dem armen Jungen nur zuträglich ist.«

Beatrix beobachtete den Prinzen. Würde er von dieser Erscheinung nicht betroffen, nicht geblendet sein? Aber Prinz Leopold schien nur einige artige Worte für Lydia zu haben und seinen Wunsch nach Beginn des Tanzes zu wiederholen, denn Lobedan eilte nun in der Tat an das im Hintergrund des Saales aufgestellte Orchester. Die ersten schmetternden Klänge wirkten wie ein elektrischer Schlag auf Beatrix. Ihre Finger zuckten in Günthers Hand, als sie mit ihm zur Polonäse schritt, der Prinz Leopold mit der Gräfin voranging.

Konstanze sah noch mit hoffnungslosen Augen nach Botho aus – o natürlich, er ging mit Lydia –, als Frankenstein sich glücklich vor ihr verbeugte. Wie kann ich ihr's sagen, wie kann ich ihr's sagen, dachte sie immerfort.

»Ist die Baronin Pantin nicht eine wunderschöne Frau?« fragte auch Beatrix den Prinzen, nachdem der Rundgang beendet und die Gräfin zurückgetreten war.

Der Prinz war auf dem Parkett der Höfe groß geworden und hatte schon mehr Frauen gesehen, denen interessante Rätsel auf dem Gesicht standen. Sie reizten ihn nicht mehr. Aber ein weibliches Wesen, das mit so viel ahnungsloser Unschuld so viel Temperament zeigte, war ihm noch nie vorgekommen. Sein Auge tief zu ihr herniedersenkend, flüsterte er ihr zu:

»Die beiden göttlichsten Schönheiten fehlen ihr doch: Jugend und Natürlichkeit.«

Beatrix erglühte, sie flog im Arm des Prinzen wie in einem Rausch über das Parkett. Der Prinz tanzte – tanzte wie, – nach ihrer Meinung – noch niemand zuvor es verstanden hatte. Sie vergaß die ganze Welt um sich her und fühlte sich ganz erfüllt von der Lust des Balles. Ihr nächster Tänzer, der dicke Sohn und Erbe des Nachbargutes, riß sie aus allen

Himmeln. Er drehte sich mit so viel Mühe und Ungrazie um Beatrix, daß sie einen unwillkürlichen Blick der Sehnsucht auf Prinz Leopold warf, der eben eine Tour mit Dorothea beendet hatte. Er sah diesen Blick und war sofort abermals an ihrer Seite. Strahlend tanzte sie mit ihm weiter.

»Ach,« sagte sie, »so möchte ich es jeden Tag haben. Aber die lustige Herrlichkeit versinkt bald – so wie wenn auf der Bühne was in die Unterwelt fährt. Die leeren Bretter schließen sich zusammen, und wir sitzen da . . . den ganzen Winter – und haben nichts zu sehen.«

»Ihre Mutter muß zur Saison nach Berlin kommen. Ich bin diesen Winter auch da. Ich trete bei den Gardehusaren ein. Dann können wir noch oft zusammen tanzen.«

Sie sah schelmisch zu ihm auf, als wollte sie sagen: Ach, in Berlin werden Sie viel interessantere Tänzerinnen haben, als ich eine bin. Aber sein Blick flammte so jäh und heiß zu ihr nieder, zugleich zog er sie ganz fest an sich, daß sie plötzlich mit zitternden Knien stehenblieb und mit trockenen Lippen sprach:

»Ich kann nicht mehr.«

Von da an erfaßte sie eine zügellose Erregung. Sie tanzte rastlos mit allen, die kamen, aber über die Schultern ihrer Tänzer sah sie immer dem Prinzen nach, der seinerseits auch nur Beatrix beachtete und keinen Tanz vorbeiließ, ohne eine Tour mit ihr zu machen. Sie lachte viel und fühlte sich von einem grenzenlosen Glücksgefühl erfüllt.

Günther v. Schmettau ward stiller und stiller und setzte sich endlich am Büfett im Speisezimmer fest, wo sich in einer Tanzpause Lobedan und Botho zu ihm gesellten.

»Na, mein Sohn,« sagte Lobedan, »was gießt du dich denn so tief sinnig voll Sekt? Zieh dir deinen Kater nicht zu groß,

damit wir ihn und dich morgen mitkriegen. Wir haben übrigens 'n nettes Vergnügen morgen: es regnet Sackstrippen. Wir sollten durchtanzen bis zum Abmarsch, denn mit dem Mondschein zur Heimfahrt ist es faul.« Günther antwortete nichts. Lobedan aber nahm ein Glas und stieß gegen das an, was Günther gedankenlos in der Hand hielt.

»Die Frauen sollen leben! Zwar sticht uns Prinz Leopold heute abend gewaltig bei der Komtesse aus; aber trösten wir uns: er ist ein Meteor, wir sind die Fixsterne. Er geht, wir bleiben; das heißt zunächst ist es morgen umgekehrt, aber ich meine: schließlich.«

Günther verstand, daß der gutherzige Lobedan ihn trösten wollte, und nickte ihm ganz langsam zu.

»Hier sind so viel schöne Frauen. Rächen wir uns, machen wir die kleine Randau zur Königin, oder werfen wir uns auf die Pastorspensionärinnen. Die Baronin Pantin hängt ja für uns auch zu hoch,« lachte Lobedan.

»Ja,« rief Botho, »sie ist aber auch die Schönste. Man muß, wenn man sie sieht, an den weiten, tiefen, unermeßlichen Ozean denken.«

»Ja wohl,« setzte Lobedan hinzu, »die Abgründe und Stürme wittert man auch unter der geheimnisvoll ruhigen Oberfläche. Aber Beatrix, die gleicht einem brausenden Wasserfall mit kristallklarem Grund.«

»Sie reden schon poetisch!« rief Frankenstein. »Die Poesie, sagt ein Weiser, sitzt in der dritten Flasche. Bis jetzt kam es mir immer vor, als flüchte sie sich vor Ihnen in die sechste.«

Lobedan sah Günther triumphierend an.

»Meine Schule,« sagte er wohlgefällig, »wieder meine Schule! Was soll mal aus den jungen Hühnern werden, wenn ich nicht mehr im Regiment bin!« –

»Ist die Pantin nicht schön?« fragte auch Dorothea die Gräfin, »begreifst du jetzt, daß diese Frau ein Buch mit sieben Siegeln ist? Und –« sie blickte sich prüfend um, »hast du bemerkt, daß Botho kaum von ihrer Seite geht?«

»Mit Erstaunen,« sagte die Gräfin beunruhigt, »sehe ich heute abend das Gebaren meiner Kinder. Beatrix tanzt wie ein wildes Kind und beschäftigt sich auffallend mit dem Prinzen; Botho hat schon zweimal mit der Baronin gewalzt.«

»Daß Prinz Leopold sich ausschließlich mit Beatrix beschäftigt, ist natürlich. Ich bitte dich, wer ist hier denn sonst? Soll er mit den Pastortöchtern tanzen? Oder mit den kleinen Randaus? Deine Stellung am Hofe seines Oheims und Beatrix als Tochter des Hauses machen dies selbstverständlich,« sagte Dorothea. »Aber ich bitte dich, um Himmels willen, beobachte Botho und die Baronin, und wenn du dann noch die Wege Jacks zu seiner Schwester harmlos findest, kannst du mir leid tun!«

»Dorothea,« rief die Gräfin leise, »du erschreckst mich! Meine Kinder haben meinen klaren Sinn. Leidenschaft ist ihnen fremd! Und doch – wie er sie anblickt! Und der Strauß in ihrer Hand! ...«

»Vorgestern hat Jack dem Postboten einen Brief an eine Lübecker Blumenhandlung gegeben; meine Jungfer sah es zufällig.«

»Du beobachtetest meine Kinder!« brauste die Gräfin auf.

»Weil ich sie als die meinen mit betrachte und mehr Gefahren für sie wittere als du.«

Konstanze, die bald Dorothea, bald Lydia und Botho beobachtete, sah das Flüstern der beiden. Sie hatte immer gehofft, Botho warnen zu können, aber bis jetzt war das ihr nicht möglich gewesen. Er hatte zwar mit ihr getanzt, mehr als einmal, aber das schreckliche Gefühl, daß er in ihr eine Art Vertraute sah, schnürte ihr die Kehle zu. Sein warmer Händedruck war ein Geständnis seines heimlichen Glückes, sein feuriger Blick nur eine Aufforderung zum Mitbewundern – oh, jetzt verstand sie alles!

Lobedan verkündete einen Damenwalzer. Konstanze nahm die Gelegenheit wahr und schlüpfte zu Lydia hin.

»Wollen Sie auch ausruhen, liebes Fräulein? Aber hier werden wir gestoßen. Kommen Sie!«

Lydia legte ihren Arm in den des jungen Mädchens und ging dann mit ihr durch das Speisezimmer in den Salon. Die Musik und das Schurren der tanzenden Füße drangen nur verworren hierher; nebenan, in den vorderen Zimmern, saßen einige ältere Herren beim Spiel. Ihre eintönigen Meldungen und das Zusammenstoßen der Kartenhaufen allein unterbrachen die Stille.

Konstanze besann sich plötzlich, daß sie diese Frau erst einmal gesehen, daß sie ihr fremd, ganz fremd sei. Sie konnte nicht ahnen, daß sie sich unausgesetzt mit ihr beschäftigt hat.

Lydia, die lange auf die Spitzen ihrer weißen Atlasschuhe herabgesehen, hob das schwere Bukett von ihrem Schoß, neigte das Gesicht zu den Tuberosen und fragte plötzlich:

»Lieben Sie das? Es riecht süßlich wie eine verwesende Leiche. Solche Blumen auf einem Balle sind ein Widerspruch, der einen nervös machen kann.«

Sie hielt auch Konstanze den Strauß hin. Dabei begegneten sich ihre Blicke.

»Sie haben viel an mich und über mich gedacht,« sagte Lydia unvermittelt. Ein seltsamer Klang von Melancholie war in ihrer müden Stimme. Konstanze erschrak und errötete.

»Nicht wahr,« fuhr Lydia fort, »ich habe recht. Man sieht jemanden einmal, man ist durch äußere Umstände gezwungen, unaufhörlich an ihn zu denken – und muß sich erst bei erneuter persönlicher Begegnung künstlich ins Gedächtnis zurückrufen, daß man ihm vielleicht als Fremder gilt. Wenn alle Menschen immer die Offenheit hätten, sich zu sagen: wir haben uns miteinander beschäftigt – denn ich glaube, es wird fast immer gegenseitig sein –, würde mehr Natürlichkeit in den Verkehr kommen, und manche, die scheu und fremd voneinandergehen, hätten einen Freund für das Leben gewonnen. Wir beide, liebes Kind, sind uns also nicht fremd, denn auch ich habe immerfort an Sie gedacht.«

Konstanze ergriff die schmale Hand, die sich ihr entgegenstreckte.

»Frau Baronin,« sagte sie leidenschaftlich, »Sie machen mich glücklich. Wie anders Sie sind als alle da drinnen. Ja, nur das Außerordentliche konnte . . . «

Sie brach ab. Ihre Stimme versagte ihr, sie wandte sich zur Seite.

Auch sie, dachte Lydia wehmütig, auch sie – ebenso jung und töricht und unvorsichtig wie – er! Sie entdecken erst die Leidenschaft und können das Neue dann nicht mehr verschweigen.

»Frau Baronin,« begann Konstanze von neuem, »wie soll ich es sagen? . . . In revolutionären Zeiten dient man seinem Herrscher manchmal besser, wenn man seine Königstreue

nicht offenkundig zur Schau trägt, weil man ihm durch Bekennung nicht nützt, sondern Gefahr bringt, nicht wahr?«

»Liebes kleines Mädchen,« sagte Lydia bewegt. Sie verstand augenblicklich, was man ihr mit diesen künstlich verschleierte[n] Worten sagen wollte. »Das soll ich wohl an Botho bestellen, wie?«

Konstanze nickte. Lydia nahm ihre Hand und sah sie lange schweigend an. In ihr ging Unbeschreibliches vor. Eines Tages, so dachte sie, wird Botho bemerken, daß er geliebt, zum zweitenmal geliebt wird. Das erstemal erschien es ihm als ein Gnadengeschenk, das zweitemal wird er es als ein Verdienst betrachten, seinen eigenen Wert erhöht und den der Erstgeliebten verkleinert finden. Das erstemal nahm er wie ein Kind, das zweitemal wird er geben wie ein Gott. Diese hier wird es sein, über die er mich vergißt.

Gerade da trat Botho über die Schwelle.

»Ah,« rief er, »das sehe ich gern, Baronin, daß Sie sich mit Konstanze anfreunden.«

Er ging auf beide zu und nahm Lydias Hand. Aber seine Mutter, die ihm unmittelbar gefolgt war stand schon neben ihnen und sagte scherzend: »Geh, Botho, du vernachlässigst die Randauschen Damen. Freuen Sie sich, Baronin, daß Sie keinen großen Jungen zum Kavalier erziehen müssen – das sind die Schattenseiten der Mutterfreuden.«

Botho ging ärgerlich davon. Er verstand, daß seine Mutter ihn vor Lydia als Knaben behandeln wollte. –

Und das Fest ging zu Ende, scheinbar so heiter, als es begonnen, aber Bothos Fröhlichkeit war erzwungen. Lydia zog sich als erste zurück, die Gräfin sah ernst, Dorothea zufrieden drein. Sie war überzeugt, die Neigung, die sich zwischen der Baronin und Botho entspann, gestört zu haben.

Konstanze hätte lieber weinen als tanzen mögen. Nur Beatrix war die einzige Glückliche. Sie lief noch in ihrem Zimmer umher, als schon längst das übrige Haus still war.

Sie wollte sich auskleiden und vergaß es, sie wollte sich dies und das aus Schrank und Kommode nehmen und rannete unnütz hin und her. Sie wollte mit Konstanze schwatzen, aber sie wußte nicht was. Es gab ja keine Worte, keine! Wie eng die Wände, das Haus, die Welt! Und wie weit alles, wenn sie dachte, daß sie jeden Tag so in Lichterglanz und Musik durch das Leben tanzen könnte. Ja, *ihm* war es möglich, sein Leben führte ihn so. Er konnte nur befehlen, und die Menschen bewegten sich wie Marionetten zu seinem Vergnügen. Ach – zum Beneiden. Zu beneiden auch das Weib, das einmal *sein* Weib würde.

Hier klopfte ihr das Herz! Wie hatte er zu ihr niedergeblickt, wie geflüstert. – Sie zitterte und schlug sich die Hände vor das Gesicht.

Es waren die ersten Tränen, seit sie aufgehört hatte, ein Kind zu sein.

Auch die Gräfin war noch nicht zur Ruhe gegangen. Als sich die Offiziere von ihr verabschiedeten und zugleich den Dank für die Aufnahme aussprechen wollten, da es ja um sechs Uhr früh marschieren hieß, wehrte sie ab:

»Zum Glück hat die Natur mir zu meinen vielen Pflichten ebenso viel Frische und Unverwüstlichkeit gegeben; ich werde bei Ihrem Abmarsch schon wieder aufgestanden sein.«

Dann winkte sie Günther und sagte ihm, daß sie ihn noch in ihrem Kabinett zu sprechen wünsche. Das Kabinett der Gräfin lag im ersten Stock, vor ihrem Schlafgemach; hier stand ihr Schreibtisch, hier verhandelte sie mit dem Gutsverwalter, hier fanden alle wichtigen Unterredungen statt,

mochten sie geschäftlich oder familiär sein. Hier hatten die Kinder des Hauses ihre Strafpredigten bekommen. Ein Gespräch mit der Gräfin in diesem Kabinett war eine ernste Sache.

Deshalb ging Günther jetzt auch aufgeregt in dem engen Raum hin und her und erschrak, als die Gräfin einige Minuten nach ihm eintrat. Auf dem Schreibtisch stand eine Petroleumlampe, ihre Milchglaskuppel war mit einem bläulichen Schirm verhangen und das Licht im Gemach somit nur milder Dämmerchein. Günther war sich daher nicht klar, ob diese Beleuchtung oder ein innerer Vorgang die Wangen der Gräfin so gebleicht hatte. Die Majestät ihrer Erscheinung erschien ihm in diesem Augenblick unbehaglich. Sie ließ sich in den Sessel vor ihrem Schreibtisch nieder, die schwere Schleppe lag in Falten seitwärts neben ihr auf dem Teppich; den Ellenbogen auf der Tischkante, stützte sie das von Diamanten flimmernde Haupt in die Hand. Günther stand vor ihr.

»Ich liebe keine Umschweife,« begann sie mit klarer Stimme. »Ich habe dich hierher gebeten, damit du mir sagen sollst, ob dir irgend etwas davon bekannt ist, daß mein Sohn die Baronin Pantin näher und länger kennt.«

Günther trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Ich weiß,« fuhr sie in derselben kühlen Ruhe fort, »daß deine Anhänglichkeit für Botho dich verhindert, ihn zu ver raten, daß andererseits deine Liebe und Dankbarkeit für mich dir verbietet, mich zu belügen, daß ich dich somit durch meine Frage in eine peinliche Situation bringe. Dennoch frage ich dich! Aber ehe du antwortest, gib mir nur eins zu: siehst du ein, daß eine Liebe Bothos zu dieser Frau

Wahnsinn wäre, daß ich niemals, niemals eine Heirat zwischen beiden – wenn sie überhaupt daran denken – gestatten kann?«

»Ich sehe es ein,« gab Günther zu.

»Nun denn?«

Günther war in diesem Augenblick froh, daß Botho ihn nicht zum Vertrauten gemacht hatte. Und da die Gräfin nur hören wollte, was er wirklich wußte, konnte er frei sagen:

»Botho hat mir niemals dergleichen angedeutet.«

»Aber du weißt, daß ihn irgendein Weib beschäftigt?«

»Ja.«

»Seit wann?«

»Aber liebe Tante . . . «

»Seit wann?«

». . . Schon in Berlin.«

»Hat er dir ihren Namen genannt?«

»Nein,« sprach Günther mit heißer Stirn. Er wußte, was dies »Nein« der Gräfin bedeutete, denn ihr war es wohl bekannt, daß Botho sonst nie ein Geheimnis vor ihm hatte.

»Es ist gut,« sagte sie. Und dann nach einer langen, schwülen Pause hob sie das Haupt, sah ihn freundlich an und reichte ihm die Hand:

»Beatrix ist heute achtzehn Jahre geworden. Ich gebe dir Erlaubnis, ihr von deinen Wünschen zu sprechen, sobald dir die Stunde geschlagen scheint.«

Günther küßte ihr die Hand.

»Ich fürchte, daß diese Stunde nicht mehr kommt,« sagte er, »ich habe heute meine Hoffnung begraben.«

»Wie das?« fragte sie unwillig.

»Ein Prinz ist mit Siegerschritten über den armen kleinen Leutnant hinweggegangen.«

»Torheit,« rief sie, »meine Tochter ist zu stolz, sich von einem Manne blenden zu lassen, dessen Weib sie nicht werden kann. Und was den Prinzen betrifft, so war es beinahe seine Pflicht, sich vorzugsweise meiner Tochter zu widmen. In dem ruhigen Verkehr der nächsten Tage wirst du einsehen, wie unnütz deine Furcht ist. Ich bitte dich nur um eins: kehre so schleunig, als es dir möglich ist, zurück.«

»Wir kommen morgen oder vielmehr heute abend in unserer Garnison an; morgen früh werden die Reservisten entlassen, um Mittag trete ich meinen Urlaub an und kann übermorgen mittag schon hier sein.«

»Gute Nacht!«

Die Gräfin war allein. Unbeweglich verharrte sie auf ihrem Sitz. Ihre Augen waren klar, ihr Blut ruhig, ihr Wille fest. Noch einen Beweis, sagte sie sich, einen vollgültigen Beweis, und ich werde Botho von dieser Frau zu trennen wissen!

Auch nicht ein Gedanke kam ihr, daß es sich um eine große Leidenschaft zwischen beiden handeln könne. Diese Sache paßte nicht in das glatte Glücksprogramm, das sie ablebte und für ihre Kinder aufgesetzt hatte – deshalb mußte sie beseitigt werden.

Flüchtig zog ihr auch eine leise Sorge durch das Herz wegen Beatrix. Aber das wies sie von sich, das war ja Torheit. Der Prinz als einziger Thronfolger seines Oheims, mußte eine Prinzessin aus regierendem Fürstenhause ehelichen, oder er sowie seine Kinder gingen der Erbfolge verlustig und das Herzogtum fiel an eine andere Linie. Das wußte der Prinz so gut wie die Gräfin, und sie baute darauf, daß er sich deshalb niemals hinreißen lassen würde, Beatrixens Herzchen zu beunruhigen.

Endlich suchte die Gräfin ihr Lager auf, aber trotz all der ruhigen Überlegungen war's ihr doch, als habe sich ein Schatten über ihr Haus gelegt.

6. KAPITEL

Die ganze Nacht hatte es unaufhörlich geregnet. Noch als das Bataillon auf der Landstraße dahinzog und die Pferdehufe den aufgeweichten Schlamm des Weges emporspritzen ließen, noch da sandten die letzten über den Himmel jagenden Wolken kurze und sich wiederholende Regengüsse auf die Soldaten herab.

Die Beinkleider in den hohen Stulpenstiefeln, die schlechteste Mütze tief in die Stirn gedrückt, ritten Lobedan und Günther neben ihrer Schwadron. Frankenstein hatte sich zu ihnen gesellt, selbst auf die Gefahr hin, seinen poetischen Abschiedsschmerz in der ruchlosesten Weise von Lobedan profaniert zu sehen; aber schweigend und allein neben den Soldaten seiner Schwadron zu reiten, die unter Regenschauern und stechendem Sonnenschein immer unermüdlich sangen:

»Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,« das ertrug er nicht. Dazu war er zu verstimmt.

Lobedan hatte väterliches Erbarmen mit dem Jammer des Verliebten; aber als er diesen zum viertenmal tief und laut seufzen hörte, sagte er:

»Lassen Sie die Ohren nicht hängen, Frankenstein. So 'ne unglückliche Liebe kleidet verflucht gut. Ich erzähle es in Hamburg allen jungen Damen, und Ihr Glück für diesen Winter ist gemacht – zwei Dutzend Marien, Luisen, Friederiken und so weiter werden Sie mit Wonne über eine Konstanze trösten.«

»Sie haben gut lachen! Die Gräfin hat Sie eingeladen, Ihren nächsten Urlaub auf Allmershof zu verleben,« sagte Frankenstein, »aber ich . . . «

»Weshalb haben Sie nicht ebenso viel Unwiderstehlichkeit entwickelt?« meinte Lobedan achselzuckend; »wenn wir Wandsbeker Husaren im Ruf der großen Liebenswürdigkeit stehen, ist es nicht . . . zum Donnerwetter noch mal, Schmettau – das war eine Pfütze – konntest du nicht etwas weniger kräftig hineinreiten? Du schläfst wohl noch im Sattel?« – –

Auf Allmershof folgte ihrer Entfernung eine mehrstündige eilige Tätigkeit. Als um die Zeit, wo man sonst das zweite Frühstück nahm, die jungen Damen, dann Fräulein Dorothea und endlich der Prinz zum Vorschein kamen, war es, als ob hier niemals Einquartierung gewesen sei. Der Himmel hatte sich völlig aufgeklärt, und Beatrix, die noch in der gleichen nervösen Beweglichkeit war wie gestern, überstürzte sich beim Frühstück mit Vorschlägen für den Tag. Ob man nach Travemünde wolle, wo die Saison ohnehin in den nächsten Tagen endige, ob man eine Segelpartie machen oder ausfahren oder ausreiten wolle.

Der Prinz, der vollständig ernüchtert aufgestanden war und die Damen in derselben Stimmung erwartet hatte, war von dieser unermüdlichen Lebendigkeit Beatrixens neu entzückt. So wie immer gesättigte Menschen den Hunger gar nicht kennen, besitzen immer erfolgsichere keine Eitelkeit. Mit der naiven Selbstverständlichkeit nahm er an, daß seine Person die Ursache von Beatrix' erregtem Wesen sei, und daß ihm daraus eine Art Leutseligkeitsverpflichtung erwachse, dem Mädchen auch seinerseits Interesse zu zeigen.

Die Gräfin benutzte diese Morgenstunde, sich beim Prinzen Leopold nach unzähligen Personen und Verhältnissen

des Hofes zu erkundigen, an dem sie als Mädchen gelebt. Er erzählte artig, doch nicht ohne spöttische Randglossen, die Beatrix wieder als Beweis einer unendlichen Überlegenheit erschienen.

Dann äußerte Prinz Leopold den Wunsch zu reiten; da aber die Gräfin seit einigen Jahren nicht mehr zu Pferde stieg, Dorothea nie geritten hatte und Konstanze es erst lernen sollte, so blieb der Gräfin nichts übrig, als darin zu willigen, daß der Prinz mit Beatrix und einem Reitknecht allein den Ritt mache. Während ihre Tochter ging, um sich dazu anzukleiden, brachte die Gräfin das Gespräch auf den Ball von gestern und äußerte scherzhaft, daß Herr v. Schmettau sich in seinen Rechten verkürzt gefühlt habe. Auf die erstaunte Frage des Prinzen deutete sie an, daß der Offizier ein Bewerber Beatrixens sei. Der Prinz verstand, was man ihm damit sagen wollte. Die Wirkung jedoch war eine entgegengesetzte. Nun erst wurde sein Interesse ganz lebendig. Daß die muntere Kleine den Mann heiratete, den ihr die Mutter ausgesucht, war selbstverständlich. Aber daß er – Leopold – nun vorher die Rolle des Romanhelden in ihrem Leben zu spielen berufen war, das war ihm ebenso selbstverständlich. Übermütig sprengte er mit Beatrix aus dem Schloßhof, indes die Gräfin ihnen beruhigt und befriedigt nachsah. –

In der Villa Pantin war mit dem Fortzug der Einquartierung eine totenähnliche Ruhe entstanden. Lydia verbrachte den ganzen Vormittag in einer quälenden Tatenlosigkeit. Kein Brief, kein Abschiedsgruß von Botho – und er hatte doch versprochen, ihr zu schreiben. Daß Jack heute aus Klugheit den Brief nicht herüberbrachte, konnte sie nicht

ahnen, trotz der zarten Warnung Konstanzens. Erst am zweiten Tage brachte ihr ein Bauernjunge das Billet Bothos, ohne Datum und mit der kurzen Nachricht, daß er drei Tage später wieder heimkehren werde.

Wenn wenigstens Konstanze herübergekommen wäre! Sie hatte das junge Mädchen darum gebeten. Daß sie nicht kam, war Lydia ein Beweis, daß die Gräfin es nicht erlaubte.

Einmal sah Lydia den Prinzen und Beatrix nahe vorüberreiten, ihre Pferde gingen langsam und dicht beieinander, ihr Gespräch erschien ihnen wichtiger als rings die Natur. Ein andermal, als Lydia, mit ihrem alten Diener hinter sich, ausritt, begegnete ihr die Allmersche Equipage. Die Gräfin, die mit Beatrix, Dorothea und dem Prinzen darin saß, grüßte förmlich und – ja, Lydia hatte es deutlich gesehen, errötete leise. Einmal sah Lydia den Prinzen und Beatrix nahe vorüberreiten, ihre Pferde gingen langsam und dicht beieinander, ihr Gespräch erschien ihnen wichtiger als rings die Natur. Ein andermal, als Lydia, mit ihrem alten Diener hinter sich, ausritt, begegnete ihr die Allmersche Equipage. Die Gräfin, die mit Beatrix, Dorothea und dem Prinzen darin saß, grüßte förmlich und – ja, Lydia hatte es deutlich gesehen, errötete leise.

Ihre Unruhe war zur Qual. Es hielt sie nicht im Haus. Durch das Wäldchen ging sie zum Meer hinab. Ein herber Ost fuhr durch die Kronen der Bäume und über die bewegte Fläche der See. Dem unnatürlich heißen Sommer waren Ende August kalte Regentage gefolgt, früher als sonst gilbte das Laub und raschelte herab.

Lydia blieb an einen Stamm gelehnt stehen und sah hinüber, über die Meeresbucht, auf das Ufer und das stille

Städtchen dort. Wie fern allem Leben und seinen Erscheinungen sie sich fühlte. Und dort drüben, hinter jenen engen Mauern kleinbürgerlicher Umschränkung, wohnte doch auch vielleicht die Leidenschaft. Wer nahm teil daran, ob ihr Dasein sich gut oder böse, groß oder klein abspann? Wer pries ihr Glück, wer beklagte ihren Untergang, wem gab ihr Entsagen ein Beispiel? Niemandem.

Für den Traum, der nie ein Hoffen fand,
Für das Glück, das ungenossen schwand,
Wird die Welt, der wir's zum Opfer gaben,
Keinen Dank und kein Erinnern haben.

Der Trotz der Angeketteten erfaßte Lydia. Der heiße Wille ergriff sie allen Hindernissen entgegen, sich doch ihr Glück zu erzwingen. Wenn man dieses junge Leben von ihrem eigenen riß, war sie so einsam auf der Welt, wie ein Schiffbrüchiger auf einer einsamen Insel.

Plötzlich wurde ihr klar, wie töricht es war, daß sie sich hier, sozusagen vor der Tür des gräflichen Hauses, angesiedelt hatte. Zwar war es auf Bothos Wunsch geschehen, der durch persönliche Bekanntschaft seine Mutter der künftigen Schwiegertochter geneigt machen wollte. Aber auch von der nächsten Stadt aus hätte man Mittel und Wege finden können, gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Vielleicht war es besser, heute noch die Nähe von Allmershof zu verlassen. Die

Furcht vor der Wintereinsamkeit konnte eine Übersiedlung nach der nahen Stadt leicht glaubhaft machen.

Durch den Plan neu belebt, kehrte Lydia in ihr Haus zurück und teilte ihren Dienstboten mit, daß sie morgen nach

Lübeck fahren wolle, um dort eine Winterwohnung zu suchen.

Und so machte sie sich denn am nächsten Morgen auf.

Lübeck ist auf einem Hügel zwischen zwei Flüssen erbaut, von der Mittenhöhe senken sich nach hüben und drüben die Straßen zu den Ufern hinab. So giebeln sich die Dächer übereinander, und zwischen ihren roten Firsten recken sich wie gewaltige Arme die spitzbedachten Backsteintürme der Kirchen, gepaart und einzeln, zum Himmel empor. Lydia kannte die rührende Schönheit italienischer Kirchenbauten, sie hatte die märchenhafte Pracht und Größe spanischer und russischer Gotteshäuser gesehen. Dennoch bewegten diese hartlinigen, rotgrauen Türme sie seltsam. Zeugnisse einer barbarischen, brutalen und doch mächtigen Zeit schienen sie ihr. Aus dem nordischen Flachland ragten diese scharfkantigen Bauten empor, als hätten sie in alten Zeiten den Völkern rings zum Wahrzeichen, zur Schutzverheißung und zur Drohung dagestanden. Und da, wo am Ufer des Flusses sich jetzt die Bahn durch unübersehbares Gehäuf von Brettern und Hölzern hinzieht, reckten sich einst die Festungswälle entlang, die Hafен und Stadt gegen die Feinde vom Lande her schützten.

Langsam fuhr jetzt der Zug in den langgestreckten Bahnhof ein. Lydia stieg aus und schritt auf dem Asphalt des Perrons dem oberen Ende des Bahnhofs zu, treppan zur Empfangshalle. Dort, in dem engen Gewühl von abreisenden und angekommenen Menschen, sah sich Lydia plötzlich Botho gegenüber. Sie starrten sich einen Augenblick erstaunt an. Aber der Schreck über diese Begegnung und die Folgen, die sie haben konnte, wich schnell einer großen Freude.

»Du bist mir entgegengekommen?« rief Botho erfreut.

»Nein!« antwortete Lydia, »ich erwartete dich erst morgen. Ich kam nach Lübeck, um mich nach einem Winterquartier umzusehen.«

»Du willst fort von mir?«

»Die Vorsicht gebietet es.«

»Weil man im Schloß etwas gemerkt hat? Weil Konstanze uns warnte? Vergißt du denn, daß ich nächsten Monat 23 Jahre bin und dann über mich bestimmen darf? Laß sie uns bewachen – um so mehr wird Mama vorbereitet sein.«

Lydia schwieg. Sie hatte unwillkürlich seinen Arm genommen, und so schritten sie zusammen aus der Halle. Draußen blieb Lydia stehen.

»Wann fährt der Zug nach Travemünde – du mußt gleich weiter,« sagte sie bestimmt.

»Der fährt in diesem Augenblick, er hatte unverzüglichen Anschluß,« sprach Botho heiter. »Nun bleiben wir beisammen, verleben einen schönen, unerwarteten Tag und nehmen heute abend den letzten Zug. Denke nur – du und ich, allein unter lauter Fremden, in einer fremden Stadt – wie himmlisch. Ich werde mir einbilden, wir sind verheiratet.«

»Sei es denn,« rief sie, »mir ist es recht! Wir wollen uns freuen wie Gefangene, die entflohen sind, wie Kinder in den Ferien. Aber unter der einen Bedingung: daß ich heute abend heimkehre, du aber erst morgen früh nachfolgst.«

Er versprach, was sie wollte. Ein Übermut erfaßte beide, der einem freudigen Rausch glich.

Botho schlug vor, sich einen Baedeker zu kaufen und mit ihm in der Hand die Kirchen und das Rathaus zu besuchen, zuvor aber ein Frühstück im Ratskeller einzunehmen. Lydia ging auf alles ein; lachend wanderten sie unter dem Mittelbau zwischen den gewaltigen, runden Holstentortürmen

hindurch, gingen über die Brücke die Hostenstraße hinauf und stiegen dann unter den Rathausarkaden in den berühmten Keller hinab.

Unter den grauen, hängenden Spitzbogen, zwischen den riesigen Säulenbündeln saßen sie an einem der Tische und berieten unter allerlei Scherzen ihr Frühstücksmenü. Darüber, daß sie sich vor den Ohren des Kellners duzten, dachten sie gar nicht nach.

An einem Tische neben ihnen saß ein Herr, der vielleicht, weil er nichts Besonderes zu tun hatte, recht aufmerksam das heitere Paar beobachtete. Die vornehme Erscheinung Lydias, die liebevolle Beflissenheit ihres sichtlich jüngeren Begleiters fielen auf, obschon selbstverständlich beide sich recht zurückhaltend wie Personen der besten Gesellschaft bewegten.

Schließlich bemerkte auch Lydia, daß jener Fremde sein Auge oft und lange auf sie richtete. Sie machte eine Bemerkung zu Botho, und beide beendeten nun rascher ihr Mahl.

Als sie vom Ratskeller nach der dem Rathause benachbarten Marienkirche gingen, sagte Lydia:

»Ich habe seit langem nicht eine so imposante Männererscheinung gesehen. Wenn er nicht so gänzlich unbegleitet gewesen wäre, würde ich ihn für einen inkognito reisenden Fürsten halten. Das weißgraue borstenartig sich aufsträubende Haar über der energischen Stirn, das helle Falkenauge unter den dunklen Brauen, die gerade Nase, der Gegensatz des schwarzen Schnurrbartes zu dem weißlichen Haar – das alles macht den Kopf beinahe malerisch.«

»Du hast ihn dir ja sehr genau angesehen.«

Lydia lachte.

Die weiten Hallen der Marienkirche umfingen sie. Die Zeit, wo ein Schwarm von Fremden sich einfindet, um beim Mittagsschlag die sieben Kurfürsten über der Uhr hinter dem Altar vor Jesus Christus vorüberziehen zu sehen, war schon vorbei. Nur da und dort hallte der Schritt eines einsamen Beschauers, der sich in den weiten Räumen verlor. Die Mittagssonne spann sich in breiten Lichtbündeln durch die Fenster und erleuchtete das sattbraune Gehölz der Kirchenstühle mit goldenen Farbentönen. Die gewölbten Hallen, die riesigen Säulenpfeiler waren weiß übertüncht; an den Pfeilern klebten die großen Gedenktafeln an verstorbene Geistliche: Gedenktafeln, in Form von Porträts, umrahmt mit schwulstigen heraldischen und symbolischen Zieraten im bunten Barockgeschmack der Formen und Farben. Unter dem von Bildern umzierten Chor standen Botho und Lydia still und ließen den hohen, geheiligten Raum auf sich wirken. In der Tiefe der Kirche befand sich die Orgel, ihre große, schöne Fassade füllte dort die Wand bis zur Höhe. Und leise erscholl jetzt von da ein sanftes Präludieren; es mochte jemand zu üben beginnen. Von allen Tönen, welche die Kunst dem Winde und den Saiten abgewann, wühlte kein Ton so die Tiefen der Seele auf wie Orgelklang.

»Lydia,« sagte Botho und ergriff ihre Hände, »hier in Gottes Angesicht versprich mir, daß du mein Weib werden willst und daß du, was auch immer von seiten meiner Familie an Hindernissen zwischen uns getürmt werden mag, es nie meine Mutter entgelten lassen wirst.«

Sie waren beide ganz blaß geworden.

»Ich schwöre dir,« antwortete Lydia tief bewegt, »dein Weib zu werden oder aus der Welt zu gehen! Deine Liebe und dein Besitz sind mein Leben.«

»Und meine Mutter?« drängte Botho, »du weißt ich liebe sie unendlich! Wirst auch du sie lieben können?«

»Niemals,« flüsterte sie, seine Hand pressend, »niemals kann etwas geschehen, was mich vergessen ließe, daß sie *deine* Mutter ist.«

Lydia sah empor. In ihren Augen standen Tränen. Und Botho teilte ihre Ergriffenheit. In diesem feierlichen und reinen Augenblick fühlte er, daß sich ihre Seelen ganz vermählt haben. Ihm war, als habe ein unsichtbarer Priester ihm jetzt Lydia anvertraut.

»Meine Braut!« sagte er und küßte andächtig die Tränen von ihren Wimpern fort. –

Als sie sich zum Fortgehen wandten, bemerkten sie am nächsten Pfeiler, die den Chor trugen, den Herrn mit dem grauen Haar und schwarzen Schnurrbart. Aber jetzt war kein Zwischenfall imstande, die fromme Zuversicht ihrer Seelen zu trüben. Sie traten hinaus in den Herbstsonnenschein, Frühlingsglauben in der Brust.

7. KAPITEL

Günther v. Schmettau trat sofort, nachdem das Bataillon in Wandsbek wieder eingezogen war, seinen Urlaub an. Er lehnte es ab, an dem Souper teilzunehmen, das Botho und noch ein anderer ebenfalls mit Berechtigung zum Reserveoffizier ausscheidender Einjähriger den befreundeten Herren aus der Hamburger Gesellschaft gaben. Er hatte keine Ruhe, solange er Beatrix in der ausschließlichen Gesellschaft des Prinzen wußte. Am Abend des vierzehnten September langte er wieder in Allmershof an, das er erst am zwölften verlassen.

Er wurde von der Gräfin und Dorothea so freudig wie noch nie willkommen geheißen. Die eine war froh, daß nun Beatrix einen Dritten beim Spazierenreiten mitnehmen konnte; die andere sah in Günther, bis Botho heimkehrte, ihren besonderen Kavalier. Sogar Konstanze freute sich, denn sie dachte, daß Günther unter allen Umständen doch bei der Baronin Pantin einen Besuch machen werde, daß sie ihn dann begleiten könne oder zum mindesten doch von Lydia hören würde. Das arme Mädchen hatte keinen anderen Gedanken mehr, als Botho und Lydia und Lydia und Botho. Die abenteuerlichsten Gedanken durchkreuzten ihr Hirn, wie sie Botho zu seinem Glück verhelfen könne, Gedanken, die sie schließlich nur ihrer Unnützlichkeit wegen seufzend von sich wies. Aber in jedem Gespräch mit der Gräfin und Dorothea suchte sie eine Wendung auf Lydia herbeizuführen, um deren Vorzüge zu preisen.

Beatrix und Prinz Leopold allein nahmen nur flüchtig Notiz von Günthers Rückkehr. Sie begrüßten ihn mit oberflächlicher Leutseligkeit. Mit Entsetzen bemerkte Günther, daß beide sich wie im Fieber befanden! War die Gräfin blind? Oder wollte sie es sein, weil Prinz Leopold Held dieser Komödie war?

Ach, die Gräfin sah das alles wohl. Sie sah es sogar mit einiger Sorge. Aber sie lächelte immer wieder ruhig und dachte: Beatrix ist *meine* Tochter. Das hieß für die Gräfin: Beatrix würde im Ernst nicht imstande sein, einer Leidenschaft zu gehorchen, sondern immer die Vernunft sprechen lassen.

Aber Günther sah schärfer als die Gräfin; er sah, daß es, wenn es noch nicht geschehen war, jede Stunde zu einer Aussprache kommen müsse und sein Erscheinen die Katastrophe vielleicht beschleunigen würde.

Am nächsten Morgen – Fräulein Dorothea nahm, wie so oft, ihr Frühstück in ihrem Zimmer, während die Gräfin schon zu eingehender Besprechung mit dem Verwalter in ihrem Kabinett weilte –, am nächsten Morgen befanden sich Beatrix und Konstanze mit dem Prinzen und Günther im Speisezimmer und berieten, was man anfangen könnte.

»Eure Hoheit äußerten gestern abend, daß Sie Segelpartien sehr lieben, allerdings ohne Damen . . . Ich stelle mich zur Verfügung,« sagte Günther.

Er will mich von ihr trennen, dachte der Prinz, und Beatrix war sehr beunruhigt.

»Laßt uns doch lieber LAWN-TENNIS spielen,« rief sie schnell.

Prinz Leopold war sofort einverstanden, und lachend gingen alle vier in den Park.

Gerade wollte man beginnen, als Konstanze einfiel, daß sie noch etwas vergessen habe. Sie bat um Entschuldigung und lief davon.

»Das geht immer so,« lachte der Prinz, »wenn man anfangen will, hat jeder noch etwas vergessen. Denken wir schnell nach, ob wir nicht auch noch etwas zu erledigen haben.«

»Ich gehöre zu den Leuten, die nie etwas vergessen,« rief Beatrix lustig, »und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich noch gar keine Pflichten habe.«

»Aber ich – Donnerwetter – ich habe meinen Schreibtischschlüssel auf dem Tisch liegen lassen,« rief Prinz Leopold und suchte mit der Hand in der Tasche.

»Hoheit erlauben, daß ich . . . « sprach Günther mit unfreiwilligem Diensteifer.

»Bitte, lieber Schmettau.«

Günther ging davon, der Prinz war mit Beatrix allein. Wieder lachte der Prinz.

»Sie sehen, Komtesse, ich habe Talent zum Schauspieler! Denn es ist in der Tat höchst gleichgültig, ob der Schreibtischschlüssel in meiner Tasche oder in den Händen meines Kammerdieners ist. Der Tisch ist vollkommen leer.«

»Der arme Günther! Warum haben Sie ihn denn fortgeschickt?«

»Um ihn dafür zu strafen, daß seine Gegenwart unsere schönen Zusammenkünfte beendet hat, und um Ihnen endlich, endlich einmal wieder ohne Zeugen die Hand küssen zu können.«

Dabei ergriff er Beatrixens Hand und zog die kalten, kleinen Finger an seine Lippen und küßte jeden einzeln. Das Mädchen sah hilflos zu ihm empor.

»Sagen Sie mir, Beatrix,« fuhr der Prinz fort und hielt ihre Hand an seiner Brust fest, »was finden Sie an dem guten Schmettau eigentlich interessant? Seinen bräunlichen Teint, sein schwarzes Schnurrbärtchen, seine braunen Augen? Freilich, aussehen tut er wie ein Italiener, aber ich fürchte, es ist alles bloß Farbe. Innen ist alles zahm wie die Temperatur unseres nördlichen Himmels.«

»Interessant?« sagte Beatrix, mit einem Versuch, ein unbefangenes Lächeln zu erzwingen, »interessant? Ach nein, das ist er nicht; Günther ist ein entsetzlich korrekter Mensch. Im Kadettenhaus hatte er die besten Zensuren, in den Ferien bei uns hielt er Botho und mich von Tollheiten zurück; seit er Leutnant ist, macht er nicht einmal Schulden und verliebt sich in niemand anders als in . . . «

Sie brach ab und verschluckte das »mich«.

Er wird einmal ein vorzüglicher Ehemann sein, da ihm sozusagen alles zum Liebhaber fehlt, dachte der Prinz und nahm auch ihre zweite Hand.

»Und Sie, Beatrix – Sie lieben das Ungewöhnliche, das Große, das Leidenschaftliche. Ist es so?«

Beatrix fühlte ihre Besinnung schwinden. Sie wußte, jetzt, jetzt kam der entscheidende Augenblick ihres Lebens. Sie vergaß die Mutter, Günther, die ganze Welt, und in einem Gemisch von Angst, Wonne und Staunen dachte sie, daß der Prinz ihr jetzt sagen würde, daß er sie liebe. Sie sah zu ihm auf – schweigend; er las in ihrem Blick, daß sie ihm gegenüber wehrlos war, daß jetzt sein Wort Macht über sie habe.

»Beatrix,« flüsterte er, »Sie sind mir gut, ich weiß es. Und ich – oh – wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe – allen zahmen Leutnants der Welt zum Trotz.«

Er zog sie an sich, ganz nahe, er küßte ihre Augen, ihren Mund. Und Beatrix zitterte und ließ es geschehen . . .

»Und nicht wahr,« fuhr er fort, »eins versprechen Sie mir! Keine Zeit, keine Entfernung soll uns diese Stunde vergessen lassen. Ich bin ja nicht mein eigener Herr – und wenn mich eines Tages die Pflicht zwingt . . . zu heiraten . . . Sie werden an meine Liebe glauben, Sie werden – –«

Beatrix fuhr zurück. Mit offenem Munde und großen Augen starrte sie ihn an.

Und dann kam ein bitteres, bitteres Lachen von ihren Lippen . . .

Um Gottes willen, dachte Prinz Leopold unbehaglich, die Kleine wird sich doch nicht gar in den Kopf gesetzt haben, daß ich *sie* heiraten werde.

»Was denn?« rief sie überlaut, »wozu bitten Sie um Entschuldigung? Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Heirat. Ich – ich werde auch heiraten, denn ich liebe – liebe . . . «

Ihr war's, als fasse sie Wahnsinn an. Ihre Gedanken konnten sich nicht sammeln. In diesem schrecklichen Augenblick kehrte Günther zurück. Ein Erlösungsgedanke kam Beatrix, eine namenlose, sättigende Genugtuung wollte sie sich verschaffen.

»Hier, Hoheit,« sagte sie mit höhnischem Blick, »hier stelle ich Ihnen meinen Verlobten vor!«

Der Prinz lächelte verlegen. Im Grunde freute er sich, daß die Szene so glatt abgelaufen schien.

Günther war bleich geworden. Aber mit einer bewundernswerten Selbstbeherrschung sagte er:

»Beatrix ist sehr voreilig, Eure Hoheit in das Geheimnis einzuweißen, das aus Gründen, die nicht hierher gehören, sowohl der Gräfin selbst als aller Welt verborgen bleiben muß.«

»Beruhigen Sie sich, lieber Schmettau! Das Geheimnis Ihrer Liebe ist bei mir sicher verwahrt. Aber daß ich Ihnen und Ihrem Fräulein Braut meine innigsten Glückwünsche darbringe, werden Sie hoffentlich gestatten.«

Günther verneigte sich; der Prinz küßte Beatrix förmlich die Hand.

»So,« rief Konstanze, die eben wieder den Platz betrat, »jetzt können wir anfangen!«

»Das ist ein Spiel mit Hindernissen,« sagte Beatrix mühsam. »Ich bin mit einem Male so von Kopfschmerzen geplagt, daß ich mich zurückziehen muß. Günther hat wohl die Güte, mich ins Haus zu bringen.«

Er reichte ihr den Arm. So war sie allein mit ihm zwischen den tiefen Gebüschten des Parkes. Schweigend schritten sie nebeneinander hin; Beatrix mit bleischweren Füßen. Sie erwartete, daß Günther fragen sollte, was zwischen ihr und dem Prinzen vorgegangen, oder daß er sie – seine Braut nun – in die Arme schließen und küssen werde. Auf dieselben Lippen, die eben der Prinz berührt! Aber das, was wirklich geschah, das ahnte sie nicht.

Als der Platz, der sich hinter der Terrasse des Schlosses ausbreitete, umschritten war, blieb Günther stehen. Er hatte sich gefaßt. Er sprach mit harter, fester Stimme:

»In diesem Schlosse, da habe ich alles gefunden, was einem armen heimat- und elternlosen Knaben seine Einsamkeit in der Welt vergessen lassen kann. Ich liebe deine Mutter und deinen Bruder, wie ich meine leibliche Mutter und meinen leiblichen Bruder nicht hätte lieben können, denn was ich hier empfing, gab mir nicht die Pflicht der Blutsverwandtschaft. Freie Güte gab mir alles. Ich bin bereit, mein Leben für deine Mutter und ihr Haus zu lassen. Und dich, Beatrix, dich . . . liebte ich mit noch einer anderen Liebe. Du weißt es. Und deshalb könnte ich auch dir mein Leben opfern, wenn es für deinen Frieden, für dein Glück nötig wäre. Aber meine Ehre opfere ich niemandem, nicht einmal einem Mitgliede dieses Hauses. Um dich für eine fürchterliche Demütigung zu rächen, die dir der Prinz angetan, hast du mich ihm als deinen Bräutigam vorgestellt. Ich fragte und frage nicht: Was war das für eine Demütigung, wie kam es, daß er sie dir bereiten konnte? Ich lieh mich dir als Werkzeug in einem Augenblick, wo ich dich vor ihm nicht Lügen strafen konnte. Aber nun sage ich dir: Ich trage meines Kaisers Rock und fühle mich allen Prinzen der Welt ebenbürtig. Ich

bin nicht gesonnen, weder von Männer- noch von Weibermund das Schild meiner Ehre anhauchen zu lassen. Vergiß, daß ich dich einst von deiner Mutter erbat!«

Sie hatte ihn angehört, entsetzt, fassungslos. Nun war er zu Ende. Sie stieß einen Schrei aus, schlug die Hände vor das Gesicht, und dann, wie von einer wilden Angst erfaßt, rannte sie dem Schloß zu.

Günther kehrte bleich, doch gefaßt, zum Prinzen und Konstanzen zurück.

Die Gräfin saß noch vor ihrem Haushaltungsbuch und rechnete, als Beatrix laut weinend hereinstürzte.

»Was ist geschehen, Kind?«

»Ich will sterben, ich will sterben!« schrie Beatrix und versteckte ihr Gesicht ganz tief.

Da geschah es zum erstenmal im Leben der Gräfin, daß ihr das ruhige Blut bang durch die Pulse jagte. Sie faßte mit harten Händen die Schultern des Mädchens.

»Ist der Prinz die Ursache deiner Tränen?«

Sie nickte nur. »Er will – heiraten . . . «

Die Gräfin trat staunend einen Schritt zurück. Sie, die nicht wußte, wie weit der Prinz in den Beweisen seiner Neigung für Beatrix gegangen, sie glaubte, daß ihre Tochter, ihre Tochter sich ohne Grund, ohne Selbstkritik einer unwürdigen Leidenschaft hingegen habe.

»Du mußt wissen,« sprach sie hart, »daß der Prinz nicht zu den Männern gehört, für die du dich interessieren darfst. Wenn es dich aber doch hinriß – ihn liebenswert zu finden, hättest du tapfer und stolz dies schweigend in deiner Brust niederkämpfen müssen.«

»Mama,« sagte Beatrix mit Bitterkeit, »sind deine Träume immer so verständig gewesen, dir nur vorzuspiegeln, was du – durftest?«

»Ich habe nie – geträumt,« erwiderte die Gräfin schroff.

Beatrix schwieg. In ihren Augen schimmerten die Tränen. »Günther wird, wenn er von deinem Irren Kenntniss hat, was ich allerdings nicht hoffen will, Günther wird verzeihen. Ich sehe, daß dir die Führung eines Mannes nötig ist. An seiner Seite wirst du mehr Haltung finden, als ich dir beibringen konnte,« rief sie zornig.

Beatrix stand auf und ging zur Tür. Dort blieb sie eine Weile unbeweglich und sah mit großen, seltsamen Augen die Mutter an, als erwartete sie noch etwas. Aber die Mutter blieb still und sah über sie hinweg. Und Beatrix, die in dieser Stunde zum Weibe geworden war, Beatrix ging in kalter, herber Verschlossenheit aus dem Gemach, in das sie sich mit dem Instinkt und Vertrauen eines Kindes geflüchtet hatte.

Die Gräfin sank gebrochen in einen Sessel. Ihr war's, als habe sie ein Unrecht begangen, als habe sie einen falschen Weg eingeschlagen, als sei sie die Sünderin und nicht die Richterin. Der lange, stumme Anklageblick ihrer Tochter wollte nicht aus ihrem Herzen weichen. Und doch, so sehr sie nachsann, sie wußte sich nicht zu sagen, wie sie anders als strafend zu Beatrix hätte reden können.

Eine Stunde mochte sie so gesessen haben, als Dorothea eintrat und sagte, daß der Prinz und Günther sich empfehlen ließen. Sie hätten eine Segelpartie nach den kleinen Bädern an der Lübecker Bucht unternommen und kehrten erst gegen Abend heim.

Im selben Augenblick läutete die Glocke in der Halle, die der Hausordnung nach Schloßbewohner und Gäste zum

zweiten Frühstück rief. Zugleich trat Konstanze ein und sagte schüchtern:

»Darf ich beim Frühstück fehlen, liebe Tante? Beatrix ist sehr elend. Sie möchte, daß ich den ganzen Tag bei ihr bliebe. Wenn sie meine Hand hält, ist sie ruhiger.«

Die Gräfin sah das blonde Mädchen nachdenklich an. So hab' ich mir doch die Götter nicht versöhnt, dachte sie, als ich dich in mein Haus nahm? Deine Gegenwart ist keine Last und hat mir keine Schatten ferngehalten – das Opfer war kein Opfer – es war unnütz und bringt keinen Segen, weil es keinen Fluch bannte.

Konstanze konnte von diesem seltsamen Gedankengang über ihre Gegenwart nichts ahnen; der lange Blick der Tante machte sie nur verlegen.

»Gut,« sagte die Gräfin endlich, »leiste Beatrix so lange Gesellschaft, wie es ihr und dir gefällt.«

»Was ist denn hier gewesen?« fragte Dorothea, nachdem ihre Nichte gegangen.

Mit heftigen Worten erzählte die Gräfin, daß Beatrix so unwürdig gewesen sei, für den Prinzen eine Art Leidenschaft zu fassen, und nun, da er ihr wahrscheinlich davon gesprochen habe, daß eine Prinzessin ihm bestimmt sei, nun gebärde Beatrix sich wie wahnsinnig.

Für Dorothea hatte die Sache einen romantischen Reiz. Wenn es auch für sie feststand, daß es von Beatrix überspannt und töricht gewesen, sich so etwas einzureden, glaubte sie doch, daß die Gräfin milde mit ihr hätte verfahren sollen. Die Gräfin bestritt der Freundin in dieser Sache jede Kompetenz, und bald befanden sie sich in dem ersten Wortwechsel ihres Zusammenlebens.

So wurde es ein zerstörter Tag im Schlosse. Jeder nahm seine Mahlzeit in seinem Zimmer, und erst gegen Abend, als man das Eintreffen des Herrn v. Beulwitz erwarten durfte, fand die Gräfin sich mit Dorothea zusammen im Salon. Dorothea erschrak, wie bleich die Freundin war. Schweigend streckten sie sich die Hände entgegen und versöhnten sich wieder.

Die Gräfin war in einer unbeschreiblich Bewegung. Zum erstenmal seit dem Tode ihres Gatten hatte sie sich nach – einer Stütze gesehnt. Ein Mann hätte vielleicht den Weg gefunden, den Prinzen zu entfernen, ohne ihn stutzig zu machen; ein Mann, der das Leben und alle seine Tiefen besser kennt, hätte ihr sagen können, ob sie in der Tat zu hart gegen Beatrix gewesen. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich unsicher. Und da erschien es ihr wie eine gütige Fügung Gottes, daß heute der Freund ihrer Jugend zu ihr kam, der Mann, zu dem sie immer aufgesehen hatte.

Prinz Leopold und Günther traten bald nach den Damen in den Salon. Der erstere mit heiterer Miene, der letztere ernst, doch ohne äußerliche Spuren einer durchlebten Erregung.

»Wie,« rief der Prinz, »ist Botho noch nicht hier? Ich meine, er sollte am Fünfzehnten wieder eintreffen?«

»Vielleicht mögen die Freunde ihn einen Tag länger in Hamburg aufgehalten haben,« erwiderte die Gräfin.

»Haben Hoheit einen unterhaltenden Ausflug gemacht?« fragte Dorothea.

»So unterhaltend, als es bei dem Mangel an Damengesellschaft möglich war. Da Komtesse uns verließ und Fräulein Konstanze ihr folgte, beschlossen wir in See zu stechen.

Um vorher doch wenigstens noch den Trostanblick irgendeines schönen Augenpaares zu haben,« erzählte der Prinz im lustigen Tone, »begaben wir uns zu Fuß nach der Villa Pantin. Aber wir konnten nur unsere Karten dort niederlegen, denn die Gnädige war abwesend – ›heut' in Lübeck,‹ sagte der Diener. Aber wie befindet sich Komtesse?«

Und Günther, der wegen Beatrix die Qual des Schweigens auch dem Prinzen gegenüber auf sich genommen, schloß wiederum aus der ruhigen Auskunft, die die Gräfin gab, daß diese keine Ahnung von dem Vorgefallenen habe.

Prinz Leopold sah nach der Uhr.

»Mein Beulwitz könnte aber hier sein. Sie haben doch einen Wagen an die Fähre gesandt?«

Jack erlaubte sich zu antworten, daß der Wagen bereits in den Hof einfahre.

Die Gräfin sprang mit einer an ihr ungewohnten Lebhaftigkeit auf. »Das ist schön, das ist . . . «

Man ließ sie dem Ankommenden allein entgegengehen. Im ersten Zimmer an der Halle trafen sie sich, gerade unter der vom Plafond herabhängenden Lampe.

Sie reichten sich die Hände und waren beide stumm. Als sie sich zuletzt gesehen hatten, war sie ein schönes, selbstbewußtes Mädchen, er ein schüchterner Jüngling von einundzwanzig. Mehr als vierundzwanzig Jahre waren seitdem verflossen, und doch fand Beulwitz in den Zügen der noch immer schönen Frau jeden Zug der Einstgeliebten wieder. Aber er, er war ein frühgealterter und dennoch unendlich anziehender Mann geworden. Aber nein – eigentlich nicht gealtert. Nur das weißgraue, sich über der Stirn aufbäumende Haar ließ es so scheinen. Das helle Auge, der schwarze Schnurrbart über dem gütigen Mund sprachen von Jugend.

Seltsam! Jahrelang hatten sie nichts voneinander gehört, kaum voneinander gesprochen, und nun war es plötzlich der Gräfin, als hätte sie viel, immer, ausschließlich an diesen Mann gedacht. Als habe er ihr gefehlt seit vierundzwanzig Jahren.

»Fritz,« sagte sie, und er nur »Sophie«.

Dann nahm er ihren Arm und schritt mit ihr durch die erleuchteten Zimmer zu den anderen.

Oh, dachte sie beseligt, nun wird noch alles gut. Morgen kann ich ihm von meinen Sorgen sprechen, und er wird sie heben.

Auch Dorothea und Günther waren betroffen von der Erscheinung dieses Mannes, der seinem Bruder, dem Major, gar nicht glich. Und der Prinz schien herzlich froh, seinen Erzieher und Freund wieder bei sich zu haben. Mit einer kindlichen Anhänglichkeit, die selbst Günther schön fand, umarmte der Prinz den Mann, der seit zwölf Jahren unzertrennlich von ihm gewesen.

In heiteren Gesprächen ging man an den Abendtisch. Nur als Beulwitz nach der Tochter des Hauses fragte, legte sich einen Augenblick verlegenes Schweigen über den Kreis. Beulwitz erzählte mit scharfen Randglossen von den Reiseerlebnissen, die er gehabt, und manchmal wunderte sich die Gräfin, wie klein er von Menschen und Dingen zu denken schien. Endlich sagte er auch, daß er in Lübeck ein abenteuerliches Pärchen gesehen und beobachtet, das ein Zufall ihm dreimal an einem Tage nahe gebracht. Erst im Ratskeller, wo das Pärchen mit den Gewohnheiten von Leuten aus der Gesellschaft gefrühstückt hätte; dann in der Marienkirche, wo er unfreiwilliger Zeuge geworden, wie der Jüngling sich der bleichen, schönen, aber schon ein ganz klein wenig

verblüht scheinenden Dame feierlich anverlobt und sie seine Braut genannt habe; endlich abends am Bahnhof, wo der junge Kavalier die Dame an ein Coupe begleitet und noch zärtlich ihre Handschuhe geküßt hätte.

»Es waren feine gelbbraune Marseiller Handschuhe, höchstens Nummer sechs,« schloß Beulwitz scherzend, »und ich wette, sie umschlossen die schmalste weiße Hand. Da die Dame mir in Travemünde dann spurlos entschwand, so konnte ich nicht beobachten, ob sie dort in ein Hotel ging, ob sie einen Wagen oder einen gerade vor Travemünde anhaltenden Petersburger Dampfer bestieg. In dieser ländlichen Einsamkeit kann *die* Frauenblume unmöglich wachsen und heimisch sein. Sie hatte jenen undefinierbaren Zauber an sich, der Frauen eigen ist, die heute noch blühen im Bewußtsein, daß sie morgen welken. Ein Zauber, der be rauscht wie der Duft der Tuberosen am Abend.«

Die Gräfin und auch kein anderer wagte, nach näheren Zügen aus der Erscheinung der Dame, geschweige denn nach dem Aussehen ihres Begleiters zu fragen. —

Man ging früh auseinander; Beulwitz zog sich mit dem Prinzen zurück.

Die Gräfin kämpfte vor der Tür ihrer Tochter einen harten Kampf: sie hörte drinnen Klagen und Weinen und dazwischen eine geduldige, junge Stimme, die der Jammernden Mut einsprach. Aber noch siegte wieder der kalte Hochmut über das besorgte Mutterherz, und mit festen Schritten ging die Gräfin zurück in ihre eigenen Gemächer, um eine ruhelose Nacht zu beginnen. Sie machte dem Schöpfer, zu dem sie mit gläubigem Herzen betete, einen Vorwurf daraus, daß er unverdiente Sorgen auf ihre Seele häufe.

8. KAPITEL

Am folgenden Morgen hieß es, Botho sei angekommen; Jack meldete es, während die Gräfin mit ihren Gästen, Dorothea und Konstanze um den Frühstückstisch saß. Beatrix hatte erklärt, die Mutter solle zu ihr kommen, eher verliesse sie nicht das Zimmer.

»Ach, wie mich das freut,« rief Beulwitz, »so werde ich Ihren Stammhalter auch noch kennenlernen, ehe wir morgen weiterziehen.«

»Ich lasse meinen Sohn bitten, sobald wie möglich zu erscheinen. Jack, noch ein Gedeck,« sagte die Gräfin ruhig.

Einige Minuten später trat Botho ein. Sein erster Blick fiel auf den Fremden mit den weißen Haaren und dem schwarzen Bärtchen. Auch Beulwitz hatte einen leisen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken können. Er biß sich auf die Lippen – es war ihm unsäglich peinlich, den Verräter gespielt zu haben. Und aus dem Schreck Bothos, aus seinem großen Blick mußte ja die Gräfin alles schließen. – Prinz Leopold hatte seinem Erzieher noch gestern abend erzählt, daß allerdings jene »exotische Frauenblume« hier nahe wohne und sehr wahrscheinlich vom jungen Grafen auf ihre Art studiert werde.

Die Gräfin erhob sich langsam.

»Sie können gehen, Jack, wir bedürfen Ihrer nicht mehr.« – Jack zog sich mit Herzklopfen zurück.

»Ich lese auf deinem Gesicht, daß du Herrn von Beulwitz nicht zum erstenmal siehst. Ich frage dich: Hast du ihn vielleicht gestern in Lübeck gesehen?«

»Ja!« sagte Botho laut und fest. Er fürchtete sich nicht – noch lebte in seiner Brust die weihevollen Stimmung, noch

hörte er Lydias Schwur in seinem Ohr nachtönen. Nun hatte er zu allem Mut.

»Du hast – – ein Verhältnis – – mit jener Frau?« brachte die Gräfin mühsam heraus. »Nein,« rief Botho. »Lydia ist meine Braut – sie wird mein Weib werden. Wir haben uns gestern vor Gottes Angesicht verlobt. Wer sie beleidigt, kränkt meine Ehre.«

»Niemand, lieber Graf,« sagte Beulwitz, auf Botho zutretend, »beleidigt die junge Dame. Ich beklage tief, die Ursache zu sein, daß Ihre Mutter unvorbereitet und zu früh Kunde von einer Tatsache bekam, zu der Sie die Einwilligung Ihrer Mutter ohne Zweifel noch erst erringen wollten und ohne Zweifel auch erringen werden.«

»Deine Braut!« rief die Gräfin fassungslos.

»Kommen Sie, Hoheit,« sagte Beulwitz, »überlassen wir Sohn und Mutter sich selbst.«

Im Vorbeigehen drückte er dann Botho kräftig die Hand, der hier unerwartet einen Fürsprecher zu finden meinte und daher den Händedruck warm erwiderte. Der Prinz und Günther folgten ihm. Die Frauen blieben mit Botho allein.

Dorothea dachte nicht daran zu gehen; sie hatte ein Recht, hier Zeuge zu sein. Sie liebte Botho mit jenem Gemisch mütterlicher und jungfräulicher Gefühle, wie sie nur ein Weib an der Grenze der Jugend für ein jüngeres Wesen aus dem anderen Geschlecht empfinden kann. Konstanze war so erfaßt von Todesangst, daß sie sich nicht bewußt wurde, wie überflüssig ihre Gegenwart hier sei, und die beiden ältern Frauen sahen und dachten gar nicht an das zitternde Mädchen das verborgen im Hintergrunde stand.

Die Gräfin trat näher an Botho heran.

»Deine Braut?« fragte sie mit heiserer Stimme, »deine Braut? Du hast gewagt, hinter meinem Rücken über deine Hand zu verfügen? Und diese Frau hat sich nicht entblödet, auf solche – solche dienstbotenmäßige Heimlichkeit einzugehen?«

»Mutter,« brauste Botho auf. »Die Gründe, die mich zum Verschweigen bestimmten, waren ernst! Bisher war ich zu jung! An dem Tage, wo ich dreiundzwanzig Jahre würde und somit der Herr dieses Schlosses, das Oberhaupt der Familie, an jenem Tage wollte ich . . .«

»Ha!« schrie die Gräfin auf, »du drohst! Du pochst auf dein Recht!«

»Nein, Mutter, bei Gott, nein! An jenem Tage, wo ich der Herr werde, wollte ich als dein Kind, als ein Bittender zu dir kommen und sagen: Gib mir diese zum Weibe, denn trotz meiner Jugend ist meine Liebe erprobt und hat zwei und halbes Jahr fest und harrend an Lydia gehangen.«

»Solange schon!« sprach die Gräfin, »solange – geht die – Betrügerei – die du gegen deine Mutter übst.«

»Mutter, brauche keine Worte, die dich reuen könnten! Betrug? Das Verschweigen einer Liebe – Betrug? Nein, Mutter, wenn aus den Kindern Männer und Frauen geworden sind, dann kommen Stunden, wo sie die Entscheidung über den Inhalt ihrer Zukunft nicht der Mutter überlassen können, sondern auf eigene Gefahr und Verantwortung ihr Los ziehen.«

Auf die Gräfin hatte die Sammlung, mit der Botho sprach, ihren Eindruck nicht verfehlt. In dieser ruhigen Beherrschung erkannte sie ihr Blut wieder.

»Du bist sehr jung, mein Sohn,« sagte sie. »Prüfen wird doch immer die Pflicht der Mutter bleiben. Wir wissen so

wenig von dieser Frau: nur zweideutige Gerüchte, denen allerdings ihr Wesen zu widersprechen schien, bis – ja, es muß gesagt werden – bis die Tatsache, daß sie sich ein Rendezvous mit dir gibt, doch ein eigentümliches Licht auf sie wirft.«

»Mutter!« Botho wurde bleich. »Dieses Zusammentreffen war nicht vorbereitet. Was ist denn Übles daran: einen Tag unter den Augen von fremden Menschen, auf der Straße, in Kirchen, am Tische eines Hotels zu verbringen? Jedenfalls ist es eine unschuldigere Form des Zusammenseins, als wenn eine Dame einen Herrn unter vier Augen in ihrem Salon empfängt.«

Die Gräfin hatte einen Entschluß gefaßt.

»Du, mein Sohn, betonst selbst deine Jugend. Die Baronin ist eine welterfahrene Frau. Sie wird besser als du mir sagen können, ob die Verbindung zwischen euch eine Schicksalsnotwendigkeit ist. Ich werde mit ihr sprechen, und zwar gleich!«

Botho schoß das Blut ins Gesicht.

»Mutter!« rief er glücklich, »das wolltest du!«

»Versprich mir, ruhig dich dem zu unterwerfen, was die Baronin und ich beschließen.«

Botho küßte die Hand seiner Mutter. Lydia hatte ihm vor Gott geschworen, sein Weib zu werden. Er wußte, sie würde siegen über die Bedenken seiner Mutter. –

Das atemlose, stille Mädchen, das all diesem bang zugehört, kam bei den letzten Worten der Gräfin in Bewegung. Sie schlüpfte aus dem Zimmer, und da erst sah Dorothea sie und sagte:

»O, Konstanze ist hier gewesen –«

Botho verließ, von seligen Hoffnungen geschwellt, das Zimmer und suchte Herrn v. Beulwitz auf, um ihm und dem Prinzen seine Entschuldigungen auszusprechen, daß sie durch eine Familienszene behelligt worden seien. Ihm war so froh und leicht ums Herz; die Würfel waren gefallen. Daß die meisten Augen für ihn nach oben kämen, daran zweifelte er nicht. Ja, mit heiterer Ruhe konnte er mit den Gästen über alle Veränderungen sprechen, die auf Allmershof infolge seiner Vermählung stattzufinden hätten. Der Prinz, dem diese Ablenkung trotz der gestern zur Schau getragenen Unbefangenheit durchaus nicht unangenehm war, zeigte Botho ein Interesse und eine Teilnahme, die ihn hoch beglückten. Beulwitz hörte mit feinem Lächeln den Gesprächen zu. Günther war schweigsam und gedrückt.

Als die Freunde dann einen Augenblick allein waren, gab Botho dem Leutnant die Hand:

»Wir wollen an einem Tage Hochzeit machen.«

Günther wandte sich ab.

»Das – hat lange Wege . . . «

Unterdessen kleidete die Gräfin sich für die Ausfahrt an, diesmal half ihr Dorothea selbst.

»Was versprichst du dir von diesem Besuch?« fragte sie.

»Alles. Botho war mir zu ruhig! Das, was mich erst empörte, dient mir nun als Hoffnung: er liebt sie schon sehr lange. Also war es eine Jugendtorheit. Er ist nur noch aus Gewohnheit anhänglich, fühlt sich durch sein Ehrenwort gebunden und ist innerlich längst abgekühlt. Die Baronin wird, wenn sie merkt, wie ich die Sachlage durchschaue, wenn sie meinen Widerwillen gegen diese Verbindung erkennt, stolz genug sein, mir ihr Wort für Botho zurückzugeben. Denn diese

Frau mag sein, was man von ihr sagt – eine kleindenkende Person ist sie jedenfalls nicht.«

»Aber wenn dann Botho doch . . . «

»Dann,« unterbrach die Gräfin sie, »dann ist es zur Härte immer noch Zeit. Soll ich mir auch mein anderes Kind aus-sätzlich machen? Botho ist übrigens ein Allmer und wird einer Frau nicht nachlaufen, die ihn nicht mehr will.« –

Als Konstanze aus dem Zimmer entlief, beherrschte sie nur ein Gedanke: Lydia warnen, sie beschwören, nicht von Botho zu lassen, der Gräfin zuvorzukommen. Ehe die Gräfin das Morgenkleid abgelegt, ehe der Wagen angespannt war, mochte eine halbe Stunde vergehen. Wenn Konstanze, wie sie ging und stand, davonrannte, konnte sie doch noch früher anlangen. Und zum Tore hinaus, am Park entlang lief das unzurechnungsfähige Mädchen; ihr langes, himmelblaues Morgenkleid blähte sich im Wind, der auch ihr Haar zerzauste.

Am Himmel stand schon seit dem frühen Morgen gelbgraues Gewölk, schob sich ostwärts und sank immer wieder zurück. Der gewitterschwangere Wolkenball wollte nicht über die See.

Und vom Westen her, dem Winde entgegen, zog immer neues, schwefliges Gewölk heran. Die Luft war unnatürlich schwül und durchhauchte den Seewind, daß er seine Frische verlor. Ganz fern, nur wie ein Murren aus der Höhe, klang zuweilen ein leiser Donner.

Konstanze lief und lief. Ihr Atem pfiß, auf ihrer Stirn perlte es, ihre Wangen glühten. So kam sie in der Villa an.

Der alte Diener Lydias erschrak über diese wilde Erscheinung; er lief die Treppen hinan, und Konstanze folgte ihm

auf dem Fuße. Kaum konnte er in der Tür von Lydias Boudoir melden: »Ein Fräulein aus dem Schlosse,« als sie auch schon an ihm vorbei hineindrang und auf Lydia zustürzte.

»Konstanze,« rief Lydia, »Sie sind es! Was ist geschehen? Botho –«

Die Angst lähmte ihr die Stimme.

Konstanze hatte die Hände zusammengeschlagen:

»Seine Mutter weiß alles, sie kommt gleich. Ich wollte – ich mußte – ich weiß nicht, was ich wollte! Botho liebt Sie – lassen Sie nicht von ihm. Er würde elend sein.«

Lydia schloß die Augen. So war die Stunde gekommen? Das Damoklesschwert sauste herab. Aber vielleicht – vielleicht fiel es neben sie, nicht auf sie. Seine Mutter kam! – Das war vielleicht ein gutes Zeichen.

»Liebe Kleine,« sagte Lydia mit schwacher Stimme, »lieben Sie ihn denn so über alle Maßen, daß Sie seinetwegen eine – so – große Torheit begehen?«

Sie legte ihre Hand auf den blonden Scheitel.

»Wenn die Gräfin erfährt, daß Sie solche Botschaft mir brachten, wird sie Ihnen zürnen.«

Konstanze weinte.

»Und wie kann ich denn glücklich sein mit Botho, wenn Ihr junges Herzchen darüber bricht?«

»Wenn er nur glücklich ist!« rief sie, »an mir ist nichts gelegen. Und die Gräfin wird auch nur glücklich sein, wenn sie ihre Kinder glücklich sieht.«

Lydia faltete die Hände und sah stumm hinaus über das schwarze Meer.

Du bist barmherzig, lieber Gott da droben, dachte sie. Du zeigst mir, wer *ihn* einst trösten wird.

»Mein Kind,« sagte sie mit einem Ton, den Konstanze nie mehr vergaß, »mein Kind, das Geschick von zwei Menschenleben ruht auf den Lippen der Gräfin. Sie allein kann trennen oder vereinen.«

»Und Sie – und Sie! Sie wollen nicht um ihn kämpfen?!«

»Ja,« sagte Lydia laut. Dann fügte sie langsam mit verlorenem Blick hinzu: »Ich bin bereit für alles.«

»Horch – der Wagen – die Gräfin,« rief Konstanze, angstvoll aufspringend. Auch Lydia erhob sich.

»Geh da hinein, mein Kind,« sprach sie, auf eine Tür zuschreitend, »warte, bis ich dich rufe. Du kannst dort nichts hören.«

Es war eins der kalten Prunkgemäcker, in das sie Konstanze ließ, und das geängstete und erschöpfte Mädchen fiel dort auf den Sitz eines Rundsofas und blieb liegen, das Angesicht gegen die Kissen gedrückt.

Lydia stand inmitten ihres kleinen, dunkelfarbigem Gemaches und erwartete die Frau, die zu richten kam über Leben oder Tod. Und die Gräfin trat ein, langsam, ohne Gruß und Wort. Keine von beiden dachte daran, dieser Begegnung einen Mantel von gesellschaftlichen Formen umzuhängen.

Sie standen einander gegenüber und sahen sich lange, ernst, fest an. Lydias Wimpern zuckten nicht. Und vor dem großaufgeschlagenen Auge dieser Frau verlor die Gräfin aus dem Gedächtnis, was sie sich im Wagen als passenden Anfang ausersonnen. Ein seltsamer Tausch schien vorzugehen. Lydia schien die Richterin zu werden.

»Sie kommen,« begann sie mit fester Stimme, »mit mir um ihren Sohn zu rechten?«

»Ich komme,« antwortete die Gräfin rasch, »um Sie zu fragen, ob Sie im Ernste daran denken, sein Weib zu werden.«

»Ich *liebe* ihn!« sagte Lydia stolz und einfach, »das muß seiner Mutter genug sein.«

»Soll das heißen, daß Sie gesonnen sind, seine Gattin zu werden?«

»*Seine* oder niemandes mehr.«

»So wollen Sie nicht durch freies Zurücktreten, so wollen Sie durch mein Verbot erst diesen Wahn beenden?«

»Gräfin,« sagte Lydia mit erhobenem Haupt, »die Umstände meines Lebens, welche Sie *kennen*, geben Ihnen kein Recht zu einem Verbot.«

Die Gräfin lächelte. Es war ein beleidigendes Lächeln. Lydia erhob sich in ihrer vollen Größe:

»Genug der nutzlosen Reden! Nehmen wir die Gründe einzeln her, die Sie etwa für Ihren Widerstand mir aufzuzählen gesonnen sein könnten. Ich bin katholisch, Gräfin, wollen Sie dem protestantischen Sohn die Andersgläubige nicht zuführen?«

Diesen Umstand hatte die Gräfin so gar nicht bedacht, daß seine Erwähnung sie etwas aus der Fassung brachte. »Daran allerdings . . . « begann sie unsicher.

»Nun wohl,« sprach Lydia, »ich bin stark und fest in meinem Glauben, obschon ich an den Klippen meines Lebens trotz seiner Hilfe scheiterte. Aber ich glaube auch, daß ich Gott nicht beleidige, wenn ich die äußere Form wechsele, in der ich ihm diene. Ich will zu Ihrer Kirche übertreten.«

»Ich bitte Sie,« sagte die Gräfin verwirrt und beunruhigt, »nicht dies ist ein Grund meiner Abneigung. Aber bedenken Sie selbst: Bothos Jugend – Sie sind doch einige Jahre älter.«

Lydia lächelte wehmütig.

»Es wäre wohl nicht das erstemal in der Geschichte der Menschheit, daß das Weib älter als wie der Gatte. Soll ich

Sie ermüden mit zahllosen Beispielen von Menschen, die trotzdem glücklich waren? Sie sind zu klug, zu erfahren, Gräfin, um nicht zu wissen, daß eine Neigung, die sich auf mehr als auf einen Sinnenrausch gründet, von äußerer Schönheit oder Vergänglichkeit nicht abhängt. Meine sieben Jahre mehr können nur einem Vorurteil willkommen sein.«

»Und sind Sie gewiß,« fragte die Gräfin, »daß auch von Bothos Seite diese Liebe mehr ist als ein Sinnenrausch.«

»Das,« sagte Lydia tonlos, mit gesenktem Haupt, »das – könnte allein das Leben mich lehren, das Leben mit ihm.«

Die Gräfin ging mit großen Schritten hin und her. Lydia stand immer unbeweglich, wie eine Statue.

Wo faß' ich sie – wo? dachte die Gräfin ratlos, ich kann ihr doch nicht geradeaus sagen . . .

»Da also weder meine Religion noch meine dreißig Jahre hindernd zwischen Botho und mir stehen, ich überdies aus altem Hause bin, der Name meines ersten Gatten schon vor Jahrhunderten angesehen war, mein Reichtum dem Bothos ziemlich gleichkommt, so darf ich wohl fragen, was die Gräfin Allmer noch dagegen einzuwenden hat, daß die Baronin Pantin ihre Schwiegertochter wird.«

»Glauben Sie denn – eine Mutter fragt Sie jetzt –, glauben Sie denn, daß Botho Sie ebenso liebt?«

»Jetzt – ja!« rief Lydia mit aufleuchtenden Augen.

»Jetzt – ja! Aber seien Sie ehrlich: würde er Ihren Verlust niemals verschmerzen?«

»Er ist dreiundzwanzig Jahre,« murmelte Lydia gequält, »was martern Sie mich so! Besitz und Gewohnheit, gemeinsame Anschauungen und Bestrebungen werden mir seine Liebe treu erhalten. Was ist denn Treue anders?«

»Ah!« rief die Gräfin und atmete tief, »so glauben Sie selbst nicht an die Dauer seiner Neigung, wenigstens nicht über Ihren Verlust hinaus. Er wird nicht daran sterben.«

»Aber ich!« flüsterte Lydia.

Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, sie mußte sich setzen. Die Gräfin, von ihren eigenen Wünschen so tief umfassen, daß sie nur das endgültige Ziel bedachte, merkte nichts von Lydias Erschütterung.

»Sie ringen um ihn,« sagte sie erregt; »ich begreife es. Vielleicht handelt es sich für Sie darum, den vielbesprochenen Namen Pantin gegen einen fleckenlos reinen einzutauschen.«

»Gräfin!«

Lydia sah sie an; die Gräfin fühlte eine kurze Beschämung, denn sie hatte die andere wider besseren Glauben herabsetzen wollen. Leiser setzte Lydia dem Ausruf ihres Schmerzes die Worte hinzu:

»Seit ich frei bin, warben Männer von höherem Rang und tönenderem Namen um diese Hand.«

»Weshalb muß es aber nun gerade mein Sohn sein – dieses Kind! Ach, ich weiß! Ich habe mit heute den Frieden aus meinem Hause verloren, denn Sie haben geschworen, Bothos Weib zu werden. Er aber will nicht ein Weib ohne meine Zustimmung, und diese Zustimmung – gebe ich nicht. So stehen wir hüben und drüben an einem Abgrund.«

»Mein Schwur hatte eine Hintertür,« sagte Lydia mit traurigem Lächeln. »Vielleicht, wenn Sie mich zwingen – werde ich sie zur Flucht benutzen müssen.«

»So geben Sie meinen Bitten, meinen Gründen Gehör?« rief die Gräfin.

»Bitten? Gründe? – Ich habe noch keine von Ihnen gehört. Nur Ihren Willen vernahm ich! Aber ich,« sprach Lydia hart, »ich will Ihnen selbst in Worte kleiden, was Sie ängstigt. Mein Leben ist verschleiert – es hat sich an so verschiedenen und entfernten Orten abgespielt, daß sein Inhalt sich Ihrem prüfenden Auge entzieht. Meine Unabhängigkeit, in Verbindung mit Reichtum und Schönheit, haben meinen Namen, eben infolge jener – Unkontrollierbarkeit, mit einer Art von Nimbus umgeben. Mit einem Nimbus, der mehr einem Nebel als einem Glorieschein gleicht. Das ist es, Gräfin! Sie fürchten, ich könnte mit einem Geheimnis, mit einer Lüge, mit einer Schuld in Ihre Familie treten.«

»Da Sie selbst es sagen, kann ich wohl auch erwarten, daß Sie Einsicht genug besitzen, mein Widerstreben zu begreifen,« antwortete die Gräfin. Sie ließ sich bei diesen Worten, wie erschöpft von dem Hin- und Herwandern, Lydia gegenüber nieder. So saßen die Frauen, den Tisch zwischen sich, und mieden eine der anderen Blick.

»Soll ich Ihnen mein Leben erzählen?« fragte Lydia. »Ganz kurz. Ein Weib dem anderen. Ohne Lüge – denn ich habe auf diese Stunde gewartet, und Sie . . . sollen mir Richterinnen sein.«

»Ich werde Ihnen . . . glauben,« sagte die Gräfin leise.

»Glauben – ist in diesem Falle das wenigste. Verstehen ist alles. Aber Sie sind Gattin, Mutter – also haben Sie geliebt und gelitten, und werden . . . verstehen.«

Traumhaft war's der älteren Frau, als habe irgendein Mund schon ähnlich zu ihr gesprochen. »Geliebt – gelitten?« Aber jetzt war keine Zeit, den Gedanken zu verfolgen, denn Lydia begann mit klangloser, einförmiger Art zu sprechen:

»Ich verlor meinen Vater, als ich ein Jahr alt war; meine Mutter hatte meine Geburt nicht überlebt. Meine Kindheit war ohne Liebe, ohne Erziehung, ohne Freuden. Eine alte Tante hatte sich der armen Waise erbarmt. Aber nicht, um ein gutes Werk an mir zu tun, sondern weil sie sich wegen einer an meiner Mutter einst begangenen Untat zu einer Art Buße verpflichtet glaubte. Dennoch hielt die Tante mir täglich ihre Guttat vor. Ich haßte sie dafür. Es war das erste Gefühl meines Lebens.«

Ein gutes Werk, nicht um des Werkes willen . . . hallte es im Innern der Gräfin wie ein Vorwurf nach. Als Dank, Buße, oder Opfer – als Abrechnung.

»Ich erwuchs – und mit einem Male schien die Dürftigkeit unseres Lebens dem Reichtum gewichen. Die Tante opfer- te ihr Kapital, von dessen Zinsen wir gelebt, um uns zwei Jahre das Auftreten von vermögenden Damen zu ermögli- chen. Meine Schönheit sollte ins Licht gesetzt werden und einen Käufer anlocken. Aber das wußte ich damals nicht. Ich dachte kaum über den Wechsel nach. Nur der eine Wunsch beseelte mich, bald aus dem Elend des Gnadenbrottes in die Freiheit einer Ehe zu kommen. Der Baron Pantin warb um mich. Er sprach von seinen großen Gütern, und er galt für reich. Ich liebte ihn nicht, doch war er mir nicht zuwider. Ich dachte an seiner Seite durch die Machtstellung des Namens, des Ranges und des Reichtums einen großen Wirkungskreis zu erlangen, denn nach einer Tätigkeit, die Segen und Liebe brächte, sehnte ich mich. Ich heiratete bewußt ohne Liebe – verdammen Sie mich deshalb?«

Die Gräfin antwortete nicht. Sie legte nur die Hand vor die Augen. Hatte sie nicht einst selbst ohne Liebe, ganz von den gleichen Wünschen beseelt, geheiratet? Aber sogleich

kam ihr der Gedanke wieder: wenn ich glücklich wurde, mußte sie es ja auch können.

»Verdammen Sie mich?« fragte Lydia.

»Nein,« rief die Gräfin, ungeduldig über diesen wiederkehrenden Anruf.

»Wohl mir, wenn Sie fort und fort ›Nein‹ sagen werden. – Nach der Trauung stellte es sich heraus, daß die Güter des Barons mit Schulden überladen waren,« fuhr Lydia fort, die Geschichte ihres Lebens mit jenen harten, kurzen Zügen zeichnend, mit denen man längst überstandenes, aber unvergessenes Elend malt. »Er hatte gedacht, wenigstens sein Familiengut durch – mein Vermögen zu retten. Die Tante und er hatten sich gegenseitig betrogen. Ich war das Weizenkorn, welches zwischen zwei Steinen zermalmt wurde. Wir zogen uns aus Baden zurück, wo wir gewohnt und wo unsere Heirat vor Gästen und Zuschauern aus der vornehmen Welt stattgefunden hatte. Wir verloren uns in einem kleinbürgerlichen Straßenviertel Wiens. Hier verlebte ich drei Monate unter dem Dach, mißhandelt von meinem Gatten, der seine Existenz von dem Erlös meiner Kleider und meines Schmuckes bestritt. Da lernte ich schnell den Mann hassen, dessen Namen ich trug. Verdammen Sie mich *deshalb?*«

»Nein,« sagte die Gräfin. Wie diese monotone Frage sie quälte! »Eines Tages hatte mein Gatte einen alten Bekannten wieder getroffen: Moritz Goldmann, jenen vielgenannten Gründer, der sich vom Hausknecht zum Millionär emporgeschwungen und der vom Baron Pantin die Kavaliere manieren abzusehen versucht hatte. Dieser Mann verstieg sich in unsere vierte Etage. Wahrscheinlich hatte Pantin ihm

gesagt, daß dort eine schöne Frau zu verkaufen sei. Goldmann sah mich, er blinzelte mich durch das goldene Pince-nez an, das auf seiner fleischigen Nase saß, und pflückte mit den beringten Fingern an seinem grauschwarzen Kotelettenbart. Er erklärte sich bereit, dem Baron Pantin hunderttausend Gulden zu leihen – und lud die Baronin zu einer Reise nach Italien ein. Ich sah Pantin an und dachte, er würde ihn niederschlagen. Pantin aber sagte, daß ich seinem Glück doch nicht werde im Wege stehen wollen. Ich lächelte. Ich konnte lächeln! Italien zu sehen, sagte ich, sei schon lange mein Wunsch gewesen, Herr Goldmann solle mich morgen reisefertig finden. Das beruhigte beide Männer so, daß sie mich allein ließen. Da konnte ich unbewacht das Haus verlassen. Ich ging an die Donau, um mich zu ertränken. Verdammen Sie mich?«

»Nein,« flüsterte die Gräfin erschauernd.

Lydia schwieg eine Weile und starrte vor sich hin.

»... man zog mich heraus. Man brachte mich zu meiner Tante, die Unterkunft in einem Stift gefunden ... und meine Tante sagte, daß ich die hunderttausend Gulden verscherzt habe und eine Närrin sei. Ich wollte in Stellung gehen ... Aber ich hatte nichts gelernt, als eine große Dame zu sein. Fand ich eine Stellung als Gesellschafterin, so mußte ich sie bald aufgeben, weil entweder der Herr des Hauses mich zu schön oder die Dame des Hauses meine staatsbürgerlichen Verhältnisse zu unklar fand. Mein Gatte war damals nach Asien gegangen, wohin er sich einer Gesellschaft von vornehmen Jägern in einer halb dienenden Stellung anschließen konnte. Ich sah ihn nie wieder. – Endlich kam das Glück – oder schien zu kommen. Von einer ganz entfernten Seitenlinie meiner mütterlichen Familie fiel nach dem Aussterben

aller Zwischenglieder ein Vermögen von drei Millionen an mich. Fast zugleich erhielt ich Nachricht vom Tode des Barons, der auf der Jagd umgekommen sein soll. Mein erstes war, meiner Tante eine reichliche Rente auszusetzen; dann erwirkte ich bei den Gerichten die formellen Papiere über den Tod des Barons, der ja in Persien erfolgt war. Ein Drittel meines Vermögens verwandte ich zu einer Stiftung für elternlose Mädchen aus adligen Familien. Und dann – beerauscht von dem Bewußtsein, daß ich nun endlich, endlich Glück und Liebe finden könne – zog ich in die Welt hinaus

...

Und in Rom,« sagte Lydia ganz leise, »in Rom kam es und belog mich. Ich sah den Fürsten Mania, einen Mann, auf den die Natur ihre Vollkommenheiten ausgeschüttet zu haben schien. Wir liebten uns. Es war das erste freudige Gefühl in meinem ganzen Leben! Am Hof und in der Gesellschaft war es mir unerträglich – die unermessene Leidenschaft der Seele konnte nur in der grenzenlosen, ewigen, schönen Natur gesättigt aufatmen. Ich ging nach Frascati. Der Fürst folgte mir. Da war ich drei Wochen, die einzigen meines Lebens, reuelos, fraglos, unendlich glücklich. Und dann ... als ich eines Tages davon sprach, daß ich vor unserer Vermählung noch einmal nach Wien zurück müsse, da gestand der Fürst mir, daß – er schon verheiratet sei und daß, da wir beide katholisch seien, an eine Vereinigung nicht zu denken wäre.

Was man doch ertragen kann, ohne wahnsinnig zu werden! Manchmal ist mir's, als hätte ich da den Mann ins Gesicht geschlagen – ich weiß es nicht mehr – ich weiß nicht mehr. Es tat so weh.«

Selbst durch das Herz der Gräfin zog ein leiser Schauer. Wie gequält, wie über alles Menschliche hinaus hatte das Schicksal dieses Weib gequält!

»Von da an, glaube ich, ist es, daß die Menschen in meinem Gesicht Geschichten lesen. Von da an ging ich kühl, vornehm, gelassen durch die Welt. Aber das war Maske! Innen brannte die wilde Gier nach einem wahren, großen Glück. Ich wußte, daß mein Herz, zerhämmert von den eisernen Schlägen, geprüft wie kein Frauenherz, einen Himmel zu verschenken hatte an Hingebung, Dankbarkeit, Geduld. Und endlich, endlich brachte ein Jüngling – Ihr Sohn – mir die Erfüllung! Doch in das Paradies drängte sich die Erinnerung,« rief Lydia aufspringend, »die harte Qual der Erinnerung! Was ich getan in einsam verzweifelten, in sehnsuchtdurchschauerten Stunden, das haben tausend Frauen getan, die einen Gatten, eine Familie hatten. Ich war frei und niemand verantwortlich als mir selbst. Und dennoch, das reine Antlitz des Geliebten war mir mehr als eine Anklage. Was nie mir Sünde erschien, was vor keinem Gesetz der Welt Sünde ist, rechnete mir das Gericht in meinem Innern jetzt als Verbrechen an. Daß ich mit irrenden Händen und irrender Seele nach – Trost suchte und – neu getäuscht – doch wieder suchte – das ist die Last auf meinem Herzen, und kein Gott, keine Kirche, kein Mensch – auch er nicht – kann mich davon befreien! Das kann nur seine Mutter! Wenn sie versteht, was ich gelitten, wenn sie versteht, was leiden und irren heißt, dann wird sie mich erlösen. Dann wird sie ihn und mich selig machen. Mutter – Bothos Mutter! Verdammen Sie mich noch?« Mit gebeugtem Haupt stand Lydia vor ihr. Ihr ganzes Wesen war eine einzige große Bitte.

Die Gräfin aber erhob sich, langsam, selber totenbleich.
»Ja,« sagte sie endlich tonlos.

Lydia richtete sich mühsam auf, suchte Halt am Tische und wollte sprechen. Doch die Stimme versagte ihr fast:

»Darf – ich – darf ich Ihnen dann noch eine Bitte vortragen? Ein Vermächtnis gleichsam . . . darf ich?«

»Sie werden doch nicht wieder – wie damals . . . « rief die Gräfin von plötzlicher Angst erfaßt.

Lydia schüttelte langsam den Kopf.

»Das Meer ist tiefer als die Donau,« sagte sie nachdenklich, gleichsam, als schlosse sie mit dem Wort eine lange Gedankenreihe ab. »Nein – nicht *den* Tod.«

»Sprechen Sie,« begann die Gräfin milde, »was sind Ihre Wünsche? Betreffen sie meinen Sohn?«

»Ja,« sprach Lydia. »Ja. Sagen Sie ihm, wenn er Sie nach Ihrem Entschluß fragt, daß Sie ihm diesen morgen mitteilen werden, und verhindern Sie ihn nicht, mich heute zu sehen. Ich schwöre Ihnen bei dem Gotte über uns, daß ich in dieser Nacht die Gegend spurlos verlassen werde, und daß Ihr Sohn bis morgen ohne Ahnung davon bleiben soll.«

»Gut. Ich will es tun.«

»Und dann – wenn er mich verlor, wird er elend sein, so elend wie ein junges Herz, das seine erste Liebe hingeben muß. Seien Sie ihm geduldig! Die Zeit wird ihm helfen. Und dann wird er sehen, daß ein junges Mädchen ihn liebt, und er wird zu neuem Glück erwachen. Meine Liebe war ihm ein Gnadengeschenk, und Geschenke muß man sich rauben lassen, weil sie keinem Recht entsprangen. Aber wenn er zum zweitenmal liebt, wird er der Stärkere sein und diese Stärke

als Recht empfinden. Dann kreuzen Sie nicht abermals seinen Weg, dann –« Sie unterbrach sich. »... sonst werden Sie Ihren Sohn verlieren.«

Lydia ging zur Tür nach dem Nebenzimmer, öffnete sie und sprach – wieder war es, als sollte sie die Macht über ihre Stimme verlieren:

»Und wenn er diese liebt, dann – geben Sie sie ihm.«

»Konstanze!« rief die Gräfin erschreckt.

Das Mädchen kam zitternd näher. Lydia nahm sie bei der Hand.

»Sie liebt ihn!« sagte sie mit himmlischer Ergebenheit. »Sie wußte, daß seinem Herzen durch meinen Verlust Gefahr drohe, und kam hierher, für ihn mich zu ermutigen.«

»Verzeihe mir,« schluchzte Konstanze, »ich konnte nicht anders.«

»Konstanze!« rief die Gräfin noch einmal, und unwillkürlich öffnete sie ihre Arme weit und zog das Mädchen an sich. Und merkwürdig war's ihr, daß ihr Herz dabei ganz weich und ihre Augen feucht wurden.

»So leben Sie wohl,« sprach Lydia heiser, »und wenn vielleicht in einer bangen Stunde Ihr Gedächtnis zu mir zurückkehrt, dann denken Sie daran, daß ich in Frieden und ohne Vorwurf von Ihnen scheide. Ich habe Sie ja zu meiner Richterin gemacht, und ohne Groll ertrage ich Ihr Urteil . . . «

Und wieder war es der stolzen Frau, als ob sie die Richtete und nicht die Richterin sei. Sie neigte das Haupt und schritt, das Mädchen mit dem linken Arm umfassend und es neben sich her führend, dem Ausgang zu. An der Tür stand sie noch einmal still und sah zurück. Sie wollte etwas sagen,

einen Wunsch, ein gutes Segenswort. Aber ihre Lippen hatten nie gelernt, zu den Unglücklichen zu reden. So ging sie stumm – und so sah Lydia sie gehen.

Einige Minuten blieb sie noch unbeweglich stehen. Erst als das dumpfe Dröhnen des fortrollenden Wagens erklang, ging es wie ein Schrecken durch ihre Glieder. Sie schritt langsam an das Fenster und schaute auf das dunkelwogende Meer hinaus. Aber ihre Lider schlossen sich nicht, wenn zuweilen ein Blitz die gewitterschwüle Luft durchhuschte und stumm verzuckte.

Eine ungemessene Zeit verrann.

Die Kämpfe zwischen Wolken und Wind draußen erstarben plötzlich. Prasselnd rauschte es nieder, und Himmel und Meer schlossen wie ein einziger grauer Schleier das Land ein, auf dem die schweren Tropfen wie tausend und aber tausend kleine Stahlgchosse zu Boden prallten. Und dann sauste es wieder jäh durch die senkrechten Regentropfenlinien. Welche Blätter, Reiser, Papierfetzen fuhren im Wirbel vorbei und einem grellen Zackenblitz folgte nah krachender Donner.

Zugleich fast riß jemand die Tür von Lydias Zimmer auf.
»Lydia!«

Mit einem Ausruf, wild wie der Schrei einer brünstigen Tigerin, wandte sie sich zu ihm und hing, ihn bang umklammernd, an seinem Hals.

»Botho ... mein ... o noch mein!«

»Sprich, Geliebte,« flüsterte er, »die Mutter willigt ein? Du wirst mein Weib?«

»Frage nicht,« raunte sie an seinem Ohr mit heißen, trockenen Lippen, »frage nicht. Morgen wird sie es dir sagen.« Sie küßte ihn.

So hatte Lydia, seine Braut, die er anbetete wie ein Heiligenbild, so hatte sie ihn nie geküßt.

Wieder grollte ein Blitz durch das Gemach, in dem es trotz der Mittagszeit Nacht zu werden schien. Beim dräuenden Donneregepolter drängte sich Lydia enger an Bothos Brust. »Hörst du – der Himmel droht – ich trotze ihm.«

Botho erbebte. Ihm war, als füllten auch dies Gemach schwüle Gewitterwolken.

»Lydia,« stammelte er.

Sie lächelte ihn an – ein Lächeln, das ihm die Besinnung raubte.

Und aus unerschöpflichen Wolken stürzten wilde Güsse auf das Land und im schnell und unaufhörlich sich erneuernden Flammenschein einten sich Himmel und Erde in ungeheurer Vermählung. So raste es stundenlang, bis über dem geglätteten Meer langsam die Mondsichel sich hob und ihren Schein wie ein zitterndes Band vom Horizont bis zum Gestade spann.

9. KAPITEL

Der alte Wohlers hieb auf die Pferde ein, um noch vor dem Ausbrechen des nahe drohenden Unwetters mit dem Gespann die Stallung zu erreichen. Die Gräfin saß stumm im Wagen, an ihrer Schulter weinte Konstanze still vor sich hin.

So kamen sie auf Allmershof an, schon im Portal von der Haushälterin und Jack empfangen, die ängstlich nach ihnen ausgesehen hatten.

Konstanze lief schnell die Treppen hinaus und floh zu Beatrix.

»Wo sind die Herren? Wo ist mein Sohn?« fragte die Gräfin.

»Seine Hoheit sind soeben mit Herrn von Beulwitz und dem Herrn Leutnant in das Billardzimmer gegangen,« erwiderte Jack, indem er seiner Herrin den Mantel abnahm.

»Und mein Sohn?«

»Der Herr Graf haben vor zehn Minuten das Schloß verlassen, um nach der Villa zu gehen,« sagte Jack mit harmloser Miene.

Die Gräfin sah ihn streng an.

»Sind Sie von meinem Sohn ermächtigt, mir das mitzuteilen?«

»Ich sage immer nur, was mein Herr mir vorschreibt,« antwortete Jack und richtete seine wasserblauen Augen mit einem gewissen Trotz auf die Gräfin.

Und seltsam, diese Unbescheidenheit, die Jack noch vor wenig Tagen den Dienst gekostet hätte, bewegte die Gräfin zu einer kurz aufwallenden Rührung. Er liebt meinen Sohn, er nimmt Partei für ihn, dachte sie, aber mit einem unwilligen Kopfschütteln wehrte sie das dann von sich ab.

»Ich lasse Seine Hoheit und die Herren bitten, mich bis Mittag zu entschuldigen.«

Jack verneigte sich. Die Gräfin ging langsam hinauf.

Es war 1 Uhr geworden – drei Stunden blieben ihr, sich in Einsamkeit zu sammeln. Einsamkeit, ja, unerträgliche Einsamkeit fand sie in ihrem Zimmer, und draußen tobte ein rasendes Gewitter. Wenn sie Dorothea heraufbitten ließe? Aber die war von einer altjungferlichen Angst vor Gewitter erfüllt und saß ohne Zweifel jetzt, in Todesfurcht, im verdunkelten Zimmer.

Und wenn auch das nicht wäre, was konnte ihr in dieser Stunde Dorothea sein? Sollte sie dem alternden Mädchen die Geschichte Lydias erzählen? Es lohnte nicht. Dorothea würde nur kleinliche, harte Schmähworte für das unglückliche Weib finden. Sie würde sich häßlich darüber äußern, daß Botho, ihr Liebling Botho, sich in Leidenschaft für diese Frau verstricken konnte. Und das mochte sie jetzt nicht hören.

Der Donner rollte. Es war der Gräfin, als rief er ihr alle die Fragen nach, die tonlos wieder und wieder von Lydias Lippen gekommen waren.

Sie schaute zum Himmel empor.

»Ich konnte nicht anders,« murmelte sie. Oh, wenn doch einer da wäre, einer, der, in den traurigen Abgründen des Lebens bewandert, klug, milde und wahrhaft genug sein würde, ihr zu sagen, ob sie recht gerichtet! Welche Erlösung, welche Wohltat mußte das jetzt sein! Wenn der Gatte ihr noch lebte? Aber sie fühlte, daß es zwischen ihm und ihr Grenzen gegeben hatte, kühle Grenzen, und erkannte das erst in diesem Augenblick, als sie sich sagen mußte, daß sie auch bei ihm für die Schmerzen dieser Stunde kein Verständnis gefunden hätte. So hatte ihr also doch etwas *gefehlt!* Und nur die allzu ebene Bahn ihres gemeinsamen Lebens hatte sie in keine Lage geführt, wo sie ihrer Armut sich bewußt werden konnte?!

Der Schreck über diese Erkenntnis ließ das Herz der Frau fast stillstehen. *Wenn* sie es aber zu seinen Lebzeiten erkannt? *Wenn* dann solche Stunden gekommen wären oder – schlimmer noch – andere, in denen sie nicht für das Schicksal ihrer Kinder, in denen sie um eigener Not willen zitterte?

Wenn die Versuchungen dann zu ihr gekommen wären wie zu Lydia?

Wieder rollte es der Donner durch die Lüfte: Verdammst du mich?

Und dieses Weib hatte keinen Halt gehabt! Keine Erziehung, keine Heimat, keine Liebe!

Und Botho?

Und Beatrix?

Beide reich mit allem gesegnet und doch beide in maßlose Leidenschaften verstrickt! So war Erziehung, Heimat und Liebe doch kein Schutzwall, die Versuchungen abzuwehren?

Plötzlich rann ein zweiter Schrecken durch die Glieder der Gräfin. Der heftige Charakter ihrer Tochter, die Maßlosigkeiten, die sie gestern gezeigt, und – Lydias Geschick . . . das vermählte sich in ihrer Vorstellung jäh zu einem fürchterlichen Gespenst. Beatrix, die Beatrix, die sie gestern so außer aller Fassung gesehen, war verloren, wenn sie in die Versuchungen des Lebens geriet.

Von Angst ergriffen eilte die Gräfin aus ihrem Zimmer über den Korridor und öffnete die Tür von Beatrix' Gemach.

»Mein Kind!«

Beatrix, die mit Konstanze zusammen auf dem Sofa gesessen und mit großen Augen Bericht und Geständnisse der Freundin vernommen, fuhr empor und starrte ihre Mutter ungläubig an.

Wie bleich und schmal das Gesichtchen in den letzten vierundzwanzig Stunden geworden war!

»Mein Kind!« rief die Gräfin noch einmal erschüttert.

»Mama,« sagte Beatrix zitternd. »Du kommst zu mir! Du – zu mir!«

Vor fünf Minuten hatte sie noch mit flammenden Augen der Freundin erklärt, daß sie nie um Verzeihung bitten werde; der erste Beweis der mütterlichen Milde ließ ihren Trotz augenblicklich vergehen. Ihr war, als habe nun doch alle Not ein Ende, als sie in den Armen der Mutter lag.

Konstanze schlich hinaus, und die Gräfin nahm ihren Platz auf dem Sofa ein.

»Nun sage mir nur, Liebling, wie war es möglich? Wie konntest du dich nur in den Prinzen Leopold verlieben? Wußtest du nicht, daß du sein Weib nie werden kannst?«

»Ich liebe ihn ja gar nicht, Mama. Nur – nur . . . « Sie wußte nicht weiter.

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

»Nie ist mir etwas unklarer gewesen, als dieser ganze Vorfall. Warum denn diese Erregung, wenn du ihn nicht liebst?« Beatrix senkte ihren Kopf ganz herab:

»Er tanzte so himmlisch – und ich hatte immer solches Herzklopfen, wenn er bei mir war – und ich dachte, was für ein vergnügtes Leben es sein müßte – manchmal wollte ich auch nur Günther ärgern. Und da, wie der Prinz mir sagte, daß er mich liebe, aber trotzdem die Prinzessin Karoline heiraten müsse, da kam ich in eine so ungeheure Wut, daß ich dem Prinzen augenblicklich Günther als meinen Verlobten vorstellte.«

Die Gräfin errötete stark. Sie fühlte, daß ihre Tochter durch eigene Schuld die Beleidigung des Prinzen heraufbeschworen hatte. Ihr stolzer Sinn begann zu begreifen. Nach solchem Schlag konnte das Kind wohl außer sich sein.

»Und Günther?« fragte die Gräfin atemlos. Ihr fiel es plötzlich auf, daß er sich so gar nicht mehr wie ein Bräutigam geberdete. Wenn Günther Beatrix in Gegenwart des Prinzen Lügen gestraft . . . aber nein, das war undenkbar.

»Das ist es ja gerade, Mama. Günther tat dem Prinzen gegenüber auch so, als wären wir lange einig. Aber unter vier Augen sagte er nachher, daß er mich so und nun nicht wolle.«

Die Gräfin blieb still. Das gefiel ihr an Günther.

Und lächelnd, befreit von dieser Qual wenigstens, dachte sie, daß Günther sich schon werde versöhnen lassen.

»So ist es doch Günther? Und dieser Vorfall hat dir erst dein Herz klargemacht?«

Beatrix begann zu weinen.

»Na – nun fasse dich nur, liebes Kind! Ich begreife deine Erregung und teile deinen Kummer. Du wirst aus deinen Unvorsichtigkeiten für dein ganzes künftiges Leben die gute Lehre ziehen, daß es gefährlich ist, jeder Aufwallung nachzugeben.«

»Wie du gut bist, Mama,« sagte Beatrix dankbar.

»Und laß mich noch dies hinzusetzen: wie tief auch ein Kummer, wie groß eine Erregung ist, wir entweihen und erniedrigen sie und uns, wenn wir sie unverhohlen zeigen! Ich bitte dich, benimm dich würdig. Erscheine bei Tisch, zeige dem Prinzen eine unbefangene Stirn! Das sind nun einmal gesellschaftliche Lügen, die wir aus Achtung vor unserer Stellung zuweilen nötig haben.«

»Ich kann nicht,« weinte Beatrix.

»Ich will es – du mußt!« Beinahe hätte die Gräfin bewundernd, jetzt in der Erinnerung bewundernd hinzugefügt: In Lydias Augen sah ich nicht einmal eine Träne.

Dann, unendlich beruhigt über den Seelenzustand ihrer Tochter, kehrte die Gräfin in ihr Zimmer zurück. Sie sah nach der Uhr. War Botho noch nicht heimgekehrt? Bei dem Unwetter konnte er sich kaum ins Freie wagen. Wollte der Himmel seine Schleusen denn gar nicht schließen?

Die Glocke rief zu Tisch. Dorothea ließ sich entschuldigen, ihre Nerven erlaubten ihr nicht, das Zimmer zu verlassen. Heute war der Gräfin die Gewitterfurcht der Cousine sehr willkommen.

Als die ersten fanden sich Beulwitz und die Gräfin im Speisezimmer ein.

»Mein Freund,« sagte die Gräfin und reichte ihm die Hand, »wie sind uns diese kurzen Stunden gestört worden! Und ich wollte so gern mit Ihnen unsere besten Jugenderinnerungen austauschen.«

»Vielleicht,« sprach Beulwitz, »bin ich mehr der Mann, Ihnen in schwerer Stunde beizustehen, als heitere Erinnerungen auszutauschen. Mein Geist ist nicht mehr recht auf frohe Zeiten gestimmt. Wollen Sie mir nach Tisch eine Stunde schenken?«

»O gern!« rief sie freudig.

Weshalb hatte sie nicht gleich an ihn gedacht. Helle Röthe flog ihr über die Stirn. Seiner Einsicht und Güte durfte sie wohl blind vertrauen.

Jetzt traten der Prinz und Günther ein. Der Prinz fühlte augenblicklich an der eisigen Höflichkeit der Gräfin, daß sie von seinem Benehmen gegen Beatrix wisse. Auch eine Mischung, auf die sich nur Weiber verstehen: so viel Liebenswürdigkeit und Kälte zugleich, dachte er.

Günther zählte die Kuverts, um aus ihrer Zahl zu schließen, ob Beatrix erscheinen werde oder nicht. Doch schon tat

sich die Tür auf und die Kleine trat ein, an Konstanzens Arm und, wie die Gräfin mit Wohlgefallen sah, so sorgsam und vorteilhaft wie möglich angezogen.

Der Prinz und Günther erröteten beide; Beatrix' Gesichtchen blieb so weiß wie ihr Kleid, aber sie trug den Kopf hoch und in ruhiger Würde. Der Prinz, jetzt doch von dem kalten Auge der Gräfin verwirrt, murmelte, daß er glücklich sei, Komtesse wiederhergestellt zu sehen. Günther näherte sich ihr nicht, aber er sah sie beinahe traurig an.

Bei Tisch saß er ihr gerade gegenüber; zuweilen trafen sich doch ihre Blicke. Dann wurde sein starkes junges Leutnantsherz, das Beatrixen ewiges Entsagen geschworen, weich, sehr weich. Am liebsten hätte er dann die großen traurigen Augen in dem kleinen weißen Gesicht gleich geküßt.

Und Beatrix sah ihn an, von fern, bewundernd, hoffnungslos. Ja, er war doch ein großer und stolzer Mann, er hatte es bewiesen. Er hatte sich vollkommen unerwartet als ein Charakter gezeigt, der in der Tiefe seiner Seele noch etwas anderes barg als das Dienstreglement. Aber nun war es zu spät. Er war ihr verloren.

Sie aßen beide nichts und sahen sich immer öfter und länger an in ihrem hoffnungslosen Gram.

Mit wehmütigen Augen beobachtete die Gräfin das. Ach, das kleine Frühlingsgewitter zog für beide wohl vorbei und hernach kam der schöne Sommer ihres Lebens. Aber Botho? Und Lydia?

Die Angst der Gräfin stieg von Minute zu Minute. Dreimal schon zog das Gewitter landeinwärts, immer wurde es wieder gegen das Meer getrieben; eine Erscheinung, die den Küstenbewohnern wohlbekannt ist.

»Dat will nich öbert Water,« sagte die alte Wohlersen draußen zu Jack, der alle Augenblick ans Portal lief, um nach dem Wetter und seinem jungen Herrn zu sehen. Er las wohl in den Zügen seiner Herrin die Angst, und er wollte ihr so gern verkünden, daß der junge Graf komme.

Wenn er gar nicht mehr käme?!

Jack fiel beinahe eine Schüssel aus der Hand. Er wußte nicht, was alles vorgefallen sei, aber er wußte, daß sein junger Herr sich nicht gutwillig von der schönen Frau trennen lassen werde.

Wenn er gar nicht käme?! Der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Seine Hand bebte, als er gerade der Gräfin eine Schüssel bot. Sie sah empor und begegnete seinem Blick. Die Angst wirkte daraus wie eine elektrische Verbindung und wurde augenblicklich von ihr verstanden und geteilt. Jack war ihr nicht der Diener mehr; er war der Mensch, der ihren Sohn liebte.

»Das Wetter,« stammelte sie halblaut.

»Ganz gewiß, gnädigste Frau Gräfin,« sagte Jack leise, fast liebevoll, »bei dem Wetter ist es unmöglich, daß der Herr Graf zurück können.«

»Soll Wohlers nicht mit den Pferden . . . ?«

»Ich würde mir erlauben, der Frau Gräfin davon abzuraufen.«

Ganz richtig – ja, Botho könnte das als ein Bevormunden, als ein Beaufsichtigen erfassen. – Sie durfte ihn heute nicht reizen. Morgen brach das Verhängnis über ihn herein. Aber wie – wenn die Frau sie belog, oder nein, nicht belog. Wenn sie das so gemeint hatte, daß sie Botho mit sich nähme? Das Geschick dieses Hauses, ihres Lebens, ihres Sohnes Leben

lag jetzt, lag heute in Lydias Hand. Wenn Lydia so erbar-
mungslos mit der Mutter sein wollte wie die Mutter mit der
Braut des Sohnes? Wer durfte deshalb mit ihr hadern? »Du
sollst Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen,
das du erwählt!« Botho würde seine Mutter vergessen und
mit ihr ziehen, bis an das Ende der Welt, wenn sie es for-
derte. Wie, wenn sie mit Botho in einer anderen Welt, unter
einem freundlicheren Himmel, sich selbst ein Haus gründe-
te?

Ihre Hände zitterten, ihr Atem stockte.

Erblassend sank sie zurück. Kalte Feuchtigkeit zog sich
über ihren ganzen Körper, in ihren Ohren brauste es wie
Meeresrauschen. Sie war ohnmächtig – zum erstenmal in
ihrem Leben.

Die Tischgenossen sprangen auf, jeder bemühte sich um
die Gräfin. Anton lief nach der Jungfer, Jack aus dem Hause,
hinein in das Unwetter.

Sobald die Gräfin wieder zu sich kam, führten Konstanze
und die Jungfer sie hinauf.

Beatrix aber entschuldigte sich beim Prinzen:

»Hoheit finden dieses sonst so friedliche Schloß in einer
Aufregung, die vielleicht für Sie nur den Wert einer pikan-
ten Unterhaltung hat. Jedenfalls, das mögen Sie mir glau-
ben, hätten wir es vorgezogen, Sie heiterer und harmloser
zu unterhalten. So aber können wir nichts tun, als Sie um
Nachsicht und Diskretion bitten – nicht unseretwegen, wohl
aber um der Frau willen, die die Ursache von Mamas Erre-
gung und Bothos Unglück ist.«

»Ich hoffe um Bothos willen, daß Ihre Mutter den Wider-
stand gegen diese Verbindung aufgibt,« sagte der Prinz mit
seiner wärmsten Stimme.

»Mamas bessere Einsicht wird entscheiden,« antwortete sie ruhig, »sie durchschaut und erkennt alles und unterscheidet das Echte von dem Falschen.«

Aha, dachte Prinz Leopold, das soll heißen, daß ich in der Wage der Gnädigen zu leicht befunden bin.

Beatrix übernahm nun die Rolle der Hausfrau mit einer an ihr ganz neuen Ruhe und Freundlichkeit. Sie widmete sich insbesondere Herrn v. Beulwitz auf das artigste, aber sie richtete auch freundlich an den Prinzen und Günther das Wort, während sie ihnen den Kaffee bereitete.

Unterdessen erholte die Gräfin sich wieder, die erneuerte Angst war das eigentliche Belebungsmittel. Sie wies jede Hilfe, jede Gesellschaft von sich und bat Konstanze nur, daß sie ihr nachher Herrn v. Beulwitz schicken möge.

Rastlos durchmaß sie mit großen Schritten den Raum. Schon dunkelte der Abend, und das Wetter draußen schien endlich zu ermatten. Da tat sich die Tür auf.

»Jack,« rief die Gräfin, »wie sehen Sie aus!«

Jacks schwarzer Frack glänzte wie Atlas und seine seidenen Kniehosen lagen ihm wie Trikots am Körper. Von der eleganten Haarfrisur war nichts verblieben als blonde, aneinander klebende Strähnen, die ihm in die Stirn hingen. Ein Dunst von Feuchtigkeit kam mit ihm in das Zimmer.

»Frau Gräfin verzeihen meine Eigenmächtigkeit – ich bin in der Villa gewesen. Der junge Herr ist noch da. Der Diener der Frau Baronin sagte es mir, er habe noch eben den Herrn Grafen sprechen hören.«

Die Augen der Gräfin wurden feucht. Sie ging auf Jack zu und reichte ihm die Hand. Sie sagte nichts. Aber er fühlte sich königlich belohnt und zog sich gerührt und zufrieden langsam zurück.

Aber war diese Kunde Beruhigung? Nur die Scheinberuhigung, daß Botho noch da war, daß er noch lebte.

Anton brachte die Lampe.

»Kommt Herr von Beulwitz nicht bald? – Ah, da höre ich ihn schon.«

Anton machte Front neben der Tür und ließ Herrn v. Beulwitz vorbei, ehe er selbst wieder ging.

»Mein Freund!« rief die Gräfin.

»Teure Sophie,« sagte er innig und legte den Arm um ihre Taille. »Kommen Sie – und nun endlich erleichtern Sie Ihr Herz!«

Er zog sie neben sich auf die Chaiselongue und behielt ihre Hände in den seinen. Das gedämpfte Lampenlicht fiel gerade auf sein Gesicht, das ihre blieb im Schatten. So saß sie neben ihm, wie eine Hilflose und Schuldbewußte, mit geneigtem Haupt. Leise erzählte sie dann den ganzen Inhalt ihres Gespräches mit Lydia und endete in erneuter Erregung:

»Bis zu meiner letzten Stunde wird mir diese unerträgliche Frage in den Ohren klingen: Verdammen Sie mich? Wenn sie stirbt – ich bin ihre Mörderin! Wenn Botho mir entflieht – ich selbst beraubte mich des einzigen Sohnes. Und dennoch – dennoch, mein Freund, ich konnte nicht anders, ich kann nicht anders. Auch jetzt nicht! Helfen Sie mir, retten Sie mein Kind! Kann ich zugeben, daß ein Weib seine Gattin wird, ein Weib, das in dunklen Stunden ihres Lebens – sich selbst und ihre Moral vergaß?«

»Halt,« sagte Beulwitz stark. »Halt. Das Wort Moral höre ich aus Ihrem Munde nicht gern. Haben Sie eine? Wo, wann ist sie erprobt?! Mich rufen Sie zum Richter an, mich, von dessen Leben Sie nur die äußeren Linien kennen? Wissen

Sie denn, ob nicht auch ich einer von denen bin, die Ihnen unmoralisch heißen, weil sie nicht in allen Versuchungen des Lebens standhaft geblieben? Soll ich Ihnen die Geschichte meines Daseins erzählen? Davon, daß ich um eines Weibes willen mein und meines Bruders Vermögen vertat, daß ich dann wahnsinnig spielte, daß ich im Abgrund des Elends saß, bis mein Herzog mich großmütig daraus befreite und mir doch nicht die Stellung neben seinem Neffen nahm? Damals sagte der Herzog: »Sie sind nun durch die Versuchungen des Lebens gegangen, Sie können ein bewußter Wächter sein.« – Moral, Sophie, was ist das? Ein Wort fällt mir ein – ich weiß nicht, wer es sprach, aber es ist ein großes, gutes Wort: »Habt ihr Geschichte in euch erlebt, Erschütterungen, weite, lange Traurigkeiten, blitzartige Beglückungen? Habt ihr den Wahn und das Wehe der guten und auch der schlechten Menschen wirklich getragen? Dann redet von Moral, sonst nicht.«

»Fritz,« rief sie leidenschaftlich, »Sie wollen mir sagen, daß ich zweiundvierzig Jahre lang sozusagen mit einem steinernen Herzen durch die Welt gegangen bin?«

»Ja,« sprach er fest, »ja, mit einem steinernen Herzen! Sie sprachen das richtige Wort. Daß wir Liebe und Nachsicht haben mit denen, die uns blutsverwandt sind, das, Sophie, ist eine so selbstverständliche Forderung, daß ihre Erfüllung kaum den Namen Pflicht verdient. Wir atmen, wir essen, wir trinken – so, schon von Natur lieben wir unsere Familie. Nein, unsere Pflicht als Mensch ist größer und tausendfach umfangreicher. Wie bequem das wäre, nur mit den schuldlosen Nachsicht zu haben! Aber die Irrenden verstehen, sie zum Frieden zurückführen, sich aus eigenen Versuchungen stolz erheben und dabei an Demut gewinnen – das, Sophie,

ist Moral, und diese erkämpfen Sie sich erst jetzt, im Herbst
Ihres Lebens!«

Sie warf das Haupt zurück:

»Das ist eine Strafe, die Sie mir geben – eine Erlösung ist
es nicht. Soll ich Lydia nach allem, was sie mir gestand, als
meines Sohnes Weib umarmen?«

»Wir weinen im Theater über das Schicksal dieser un-
glücklichen Frauen,« sagte Beulwitz bitter, »aber wenn un-
ser Sohn uns so eine unglückliche Frau als Tochter zuführen
wollte, machten wir die Tür zu. Nein, die Würfel sind hier
gefallen! Nun müssen Sie ertragen, was das Geschick bringt.
Aber wenn Sie, Sophie, nicht die Herbe, die »*Glückliche*« ge-
wesen wären, hätten die Dinge von Anbeginn nicht in das
Geleise kommen können, das dem Abgrund zuführt. Sie hät-
ten das Vertrauen Ihres Sohnes gehabt und hätten ihm diese
Liebe, als sie noch nicht so klammernde Wurzeln geschlagen
hatte, sanft wieder und unmerklich nehmen können. Oder
wenn Botho der Geliebten von seiner *sanften*, anstatt von
seiner *stolzen* Mutter hätte erzählen können, so würde Lydia
nicht zu den unseligen Bekenntnissen sich haben hinreißen
lassen.

Sie hätte durch ein edles Leben sich Ihre Liebe und Ach-
tung erst verdient und dann den Richterspruch angerufen.
Und dann vielleicht hätten Sie sie schweigen heißen und,
gnadenreich wie die katholische Kirche zuweilen, Absoluti-
on ohne Beichte erteilt. Wie überflüssig, sich nun alles vor-
zustellen. Es ist geschehen! Gott lasse Sie in diesem Kampfe
nicht Ihren Sohn verlieren.«

Die Gräfin weinte. Der Freund zog sanft ihren Kopf an
seine Schulter.

»Weinen Sie, Sophie. Wir haben vielleicht auch als Kinder schon einmal so zusammengesessen. Es ist unser altes Recht.«

Und zum erstenmal weinte die Gräfin an der Brust jemandes, dem sie nicht als Herrin und Richterin gegenüberstand. Weite, lange Traurigkeiten – ja, in solchen hatte Lydia wohl noch Trost verlangen können. In den befreienden Tränen dieser Minuten verstand sie auch das jetzt. Aber durch diesen kurzen, wehmütigen Frieden zuckte sogleich wieder der Schreckensgedanke:

»Mein Sohn.«

»Niemand kann ihn Ihnen zurückgeben als Lydia.«

»Ich beschwöre Sie – fahren Sie hinüber – bringen Sie ihn mir!« flehte sie.

»Nein,« sagte Beulwitz, sich erhebend, »nein! Nach allem, was Sie mir von der Frau gesagt haben, scheint mir, als würde sie Mißtrauen gleich einer unauslöschlichen Beleidigung empfinden. Und wer ist zu dieser Stunde noch ihr Schutz, ihr Rächer? – Der, den Sie ihr nehmen wollen.«

»Sie wird ihn mit sich hinwegnehmen – sie werden sich beide töten!«

Die Gräfin faltete in Todesangst ihre Hände. Beulwitz legte seine Hand auf ihre fiebernde Stirn.

»Das wolle Gott nicht!«

»Oder nachher – ja – er wird es nicht überleben – oh – bis zu meiner letzten Stunde werde ich dann dies Wort in meinen Ohren hören: ›Verdammen Sie mich?‹ Und drüben werde ich die Fragerin sein, und ehern wird es mich umtönen: Ja! ja!«

»Sie phantasieren, Sophie. Botho wird überwinden. Sie wissen, wie es im Liede heißt: ›Wisch' ab die Tränen, Milchgesicht, die erste Liebe tötet nicht, man stirbt nur an der letzten.« Ich lebe ja auch, Sophie, und wollte auch sterben – damals, als Sie den Grafen Allmer erwählten. Denn ich liebte Sie – oh, sehr.«

Sie sprang auf und sah ihn mit seltsamen Augen an. In seiner Stimme war jenes Gemisch von Rührung und Ironie gewesen, mit der wir von unvergessenen und unbereuten Jugendtorheiten sprechen.

»Schöpfen Sie aus meinem Herzenerlebnis Mut für Botho. Wenn ich, der tolle, heißblütige Fritz, eine Sophie verschmerzen konnte, wird Botho Lydia vergessen, denn Botho hat doch auch von dem kühlen Blut seiner Mutter in den Adern,« fuhr er in demselben Tone fort.

Sie sah ihn noch immer an, mit den bangen und erstaunten Augen jemandes, der ein unerwartetes Naturereignis nahen sieht.

»Ich danke Ihnen. Lassen Sie mich nun allein,« sagte sie endlich leise.

»Wohlan denn, ich gehe. Gute Nacht, Sophie.«

An der Tür sah er zurück. Da stand sie noch und sah ihm mit demselben Ausdruck nach. Eine unendliche Barmherzigkeit ergriff ihn – sie kam ihm arm, verlassen, grenzenlos einsam vor.

Und plötzlich erschien ihm neben dem Sphinxgesicht der unbeweglichen Frau dasselbe Gesicht um dreißig Jahre verjüngt, ein lachendes, glückliches Kindergesicht – ein Gesichtchen, das er damals oft zärtlich geküßt.

Er trat einen Schritt zurück ins Zimmer.

»Sophie!« rief er laut und breitete die Arme aus.

Sie schüttelte langsam den Kopf. Ein Schauer ging durch ihren Körper.

Er verließ traurig das Gemach.

»Nein,« murmelte sie hinter ihm her, »den Platz habe ich verloren – lange – lange. Da wäre es warm.«

Sie ging an ihren Schreibtisch, stützte den Arm auf und horchte. Draußen war es still geworden. Wie öde, wie leer, wie kalt es in ihrem Herzen war – ihr ganzes Leben erschien ihr wie eine Kette von Nichtigkeiten. Die Last der vergangenen inhaltslosen Tage drückte sie mit einem Male nieder.

»Ich habe nichts gelebt und nichts geliebt,« sagte sie hart vor sich hin.

Sie hob das Haupt und sah auf das Bild ihres Gatten.

»Nimm das Lob zurück, das als letzter Hauch auf deinen Lippen war. Meine Treue hatte keinen Wert. Meiner Arbeit fehlte der Adel. Komm zurück aus deinem Grabe und stelle dich neben *ihn!* Und dann laß mich ringen, daß du abermals mit dem Preis meiner Treue sterben kannst.«

Draußen klangen Schritte.

Bothos?

Nein, es schien der rasche Fuß des Prinzen.

Und nach langer, quälender Zeit wieder ein langsamer, schwerfälliger Schritt – so geht ein Trunkener –, das konnte Botho nicht sein. Und doch – der müde Schritt verlor sich nach der Richtung seiner Zimmer.

So zitterte und wachte die Gräfin bis an den Morgen. Ihr Ohr war von hundert wechselnden, trügerischen Geräuschen erfüllt, die ihr wallendes Blut im Hirn oder die rauschenden Bäume im Park erzeugten. Ihr Herz erlitt hundert Qualen, die ihr in der Folterkammer der Phantasie bereitet wurden.

Und Nächte voll Sorgen sind die Werkstatt, darinnen ein gewaltiger Schmied harte Herzen weich hämmert. Und Nächte ohne Schlaf sind es, die kalte Augen das Weinen lehren.

10. KAPITEL

Als die rinnenden Gewitterbäche an den Säumen der Rasen im Park verrannen und die Mondsichel, nur noch zuweilen von zerflatterndem Gewölk überflogen, sich langsam über den Baumwipfeln hob, stand Konstanze am Fenster und horchte bang auf den einen Schritt, der immer noch nicht erklingen wollte. Die wunderbaren Vorgänge dieses Morgens hatten ihre junge Seele nicht verwirrt. Als schicksalsmächtige und durch keinerlei Fügung umzustoßende Gewißheit lebte in ihr die Überzeugung, daß Botho eher sterben, als von Lydia lassen werde. Weder die Worte Lydias noch die Rührung der Gräfin hatten auch nur sekundenlang irgendeine Hoffnung auf eigenes Glück in ihr aufleben lassen. Sie war von einer fürchterlichen Angst beherrscht und dachte nur an ihre einzige Pflicht: über Botho zu wachen. – Nun stand sie und wartete auf seine Heimkehr. – »Sie möchten zum Fräulein Dorothea kommen,« bestellte hinter ihr Anton und entriß sie damit ihren Grübeleien.

Sie verließ das Fenster des Salons und warf im Vorbeigehen noch einen unwilligen Blick auf Beatrix, die mit dem Prinzen und Günther am Flügel stand, wo der Prinz mit seiner hübschen Stimme einige Lieder gesungen, die Beatrix herzlich schlecht begleitet hatte.

Wie kann die Schwester jetzt an etwas anderes denken, als an den Bruder? dachte Konstanze.

Fräulein Dorothea sah schrecklich bleich und gealtert aus. »Arme Tante,« sagte Konstanze mitleidig, »wie kann man sich so vor dem Gewitter fürchten.«

»Es ist nicht das allein,« antwortete das Fräulein spitz. »Es sind die letzten Ereignisse. Daß ich das erleben mußte! Trotz meines Einflusses, trotz meiner Güte konnte Botho sich so undankbar vergessen und mit – dieser – Person –«

»Tante,« bat Konstanze beschwörend.

»Nun ja, ich weiß, du stimmst mit der Gräfin zusammen. Die nennt mich in solchen Dingen hart und unerfahren. – Ah – wenn ich daran denke! Mir die Hand küssen konnte er und mir Schmeicheleien sagen, und dabei war das Herz voll von jener! Beerben wollte er mich und lachte wohl mit ihr zusammen die altjungferliche Tante aus,« eiferte Dorothea sich immer tiefer hinein in ihren Ärger.

Sie hatte sich durch ihre Stellung im Hause und durch ihre Güte gegen die Kinder die vollständige Herrschaft über sie zu erkaufen gedacht und sah es als persönliche Beleidigung an, daß man vor ihr irgend etwas Heimliches gehabt hatte.

»Botho und Beatrix lieben dich aufrichtig,« sagte Konstanze herzlich.

Sie richtete sich auf:

»Das werden wir künftig sehen! Ich ändere mein Testament zu deinen Gunsten. Ich verzeihe deiner Mutter. Wir beide wollen zu ihr reisen und bei ihr bleiben.«

Vergebens wartete sie, daß Konstanze ihr gerührt und dankbar um den Hals fallen sollte. Statt dessen stand sie mit hochrotem Kopf und in peinlichster Verlegenheit da.

»Nun?« fragte Dorothea ungeduldig.

»Verzeihe mir, Tante. Ich kann mich nicht freuen. Du vergibst meiner Mutter nicht aus wirklicher Milde, sondern um Strafe zu üben an deinen Verwandten. Um diesen Preis will ich meine arme Mutter nicht wiedersehen.«

Eine Weile beherrschte ein sprachloser Zorn das Fräulein.

Sie ging heftig auf und ab und riß an dem Taschentuch, das sie in der geballten Rechten trug.

»Es ist gut,« sagte sie endlich, »es ist gut. Ich werde Menschen finden, die nicht die Keckheit haben, mir in jeder Form zu verstehen zu geben, ich hätte kein Herz. Und unter den Menschen werde ich fortan leben. Die Welt ist nicht mit Allmershof zu Ende, und es gibt milde Stiftungen, die mir für die Zuwendung meines Vermögens dankbarer sein werden als meine Verwandten.«

Nun fiel Konstanze ihr um den Hals.

»Ja,« rief sie aufgeregt, »vermache dein Vermögen, wem du willst. Ich bin dir auch ohne das ewig dankbar. Nur vergib meiner Mutter! Wir wollen dich sehr lieben.«

»Das werden wir sehen,« murmelte Fräulein Dorothea vor sich hin. Um ihren Mund zuckte es wie Hohn und Spott.

Konstanze schlich betrübt davon.

Im Korridor begegnete ihr Prinz Leopold.

»Ich habe im Salon so sehr das Gefühl des lästigen Dritten gehabt seit Ihrem Fortgang, mein gnädiges Fräulein,« sagte er lachend im Vorbeigehen, »daß ich beschlossen habe, einen längst fälligen Brief an meinen Oheim zu schreiben.«

Das war auch für Konstanzen ein willkommener Wink, nicht in den Salon zurückzukehren.

In der Tat hatte seit dem Fortgang des jungen Mädchens die bisher von den dreien mit ziemlich gut geheuchelter Unbefangenheit geführte Unterhaltung sogleich ein peinlich

schweigsames Ende gefunden. Der Prinz fühlte, daß er einige harmlose Fragen über den vermeintlichen Brautstand der anderen beiden, die ihn ja zum Vertrauten gemacht hatten, tun müsse, um in Günther keinerlei Verdacht aufkommen zu lassen. Aber solche Fragen wollten ihm nicht über die Lippen. Beatrix war verlegen, weil sie dieses Gespräch fürchtete und dem Prinzen – in dem großen Haß, der in ihr lebte – zutraute, sie mit Anspielungen und Neckereien zu quälen. Günther endlich stand da mit geschlossenen Lippen und wußte den beiden gegenüber ohnehin nichts Rechtes zu sagen. So schwiegen sie alle drei.

»Das Gewitter scheint aufgehört zu haben,« sagte Beatrix zuletzt.

»Es regnet nicht mehr,« setzte Günther hinzu.

»Wir werden morgen gutes Reisewetter haben,« fügte Prinz Leopold als dritte den tiefsinnigen Bemerkungen bei.

Wenn dieser hartnäckige Leutnant sich doch drücken wollte, dachte Leopold ingrimig, dann könnte ich doch der Kleinen einige passende und unpassende Worte sagen. Die Geschichte ist mir verteufelt leid. Ich möchte gern mit der kleinen Hexe wieder gut Freund werden.

Ob er nicht so viel Zartgefühl hat, mich endlich mit ihr allein zu lassen, dachte Günther. Dann könnte ich ihr doch sagen, daß, wenn auch meine Meinung die gleiche und mein Wille fest ist, ich doch meine Heftigkeit bereue.

Er sollte doch bedenken, wen er vor sich hat, dachte der Prinz.

Aber da täuschte er sich gewaltig, wenn er glaubte, daß sein Titel und seine Stellung Günther imponierten. Der kannte in seiner Brust nur eine Rangliste, und das war die militärische, und da stand er mit dem Prinzen gleich. Ja, um

die Wahrheit zu sagen: er fühlte sich ihm überlegen, denn für den Prinzen war das Soldatsein nur eine dekorative Nebenbeschäftigung, während Günthers ganzes Dasein diesem Beruf gewidmet war. Ein Soldat weicht nicht – von welchem Posten es immer sei.

Günther trat vom Flügel hinweg, setzte sich an den Tisch, auf dem eine Lampe brannte, und nahm eine dort liegende Stickerei in die Hand.

»Ist das Ihre Handarbeit, Beatrix – O weh, die Striche des Musters sind verwischt. Soll ich sie Ihnen nachzeichnen?«

Er etabliert sich fest, dachte der Prinz wütend; nun, ich werde der Klügere sein.

»Die Stickerei gehört Konstanze – die Kreide liegt dabei – wenn Sie so gut sein wollen,« sagte Beatrix.

Günther nahm die Kreide, beugte sich beflissen über den roten Plüsch und ruinierte ihn durch die schrecklichsten Kreuz- und Querzüge.

»Ich könnte, bis Beulwitz von Ihrer Frau Mama und Bothero von seinem Ausflug zurück ist, einen Brief schreiben,« meinte der Prinz. »Also auf Wiedersehen.«

Günther legte augenblicklich die Kreide hin; Beatrix setzte sich wieder an den Flügel und griff einige falsche Akkorde. »Sie haben viel Fortschritte gemacht,« sagte Günther.

»Oh, ich habe kein Talent,« erwiderte Beatrix und spielte noch schlechter weiter.

Er erhob sich und trat zu ihr, lehnte sich an den Flügel und sah auf ihre zitternden Finger herab.

Plötzlich fiel ihnen beiden ein, daß Beatrix, die immer das Klavierspielen gehaßt hatte, auf Günthers Wunsch vor zwei Jahren damit begonnen. Wie auf Befehl trafen sich ihre Blicke.

Das war damals doch eigentlich sehr gut, sehr lieb von Beatrix gewesen, denn für sie war Stillsitzen doch geradezu ein Märtyrertum. Ja, damals. –

»Wie schade,« sagte sie leise, mit der lebenssatten Weisheit einer Matrone in den Zügen, »daß man nicht Kind bleiben kann.«

»Ja,« erwiderte Günther seufzend, »als wir noch jung waren, konnten wir froher sein.«

Die Seite auf dem Notenblatt war zu Ende. Beatrix legte die gefalteten Hände in den Schoß.

»Ich möchte dir etwas sagen,« begann Günther mit großem Herzklopfen. »Ich war gestern sehr heftig zu dir.«

»Du hattest recht,« sagte sie ergeben.

»Nein – so heftig hätte ich nicht werden sollen. In aller Ruhe hätte ich dir sagen müssen, daß es von mir unmännlich gewesen wäre, dich beim Wort zu halten, denn du hast so oft gesagt – daß du keinen armen, kleinen Leutnant – daß du nicht in schrecklichen Garnisonen – –«

Er stockte. Das und so hatte er's nicht gerade sagen wollen. »Nein,« sagte sie wieder, »du hattest recht. Ich habe immer nur an mein Vergnügen gedacht. Und wenn ich auch sogar nach Buxtehude oder Schöppenstädt gern in Garnison kommen wollte, falls dort welche sind – ich habe solches Glück nicht verdient.«

Zwei große, schwere Tränen tropften von ihren Wangen auf die Tasten. Sie regte sich nicht.

Es machte ihn weich. Es riß ihn herum.

»Beatrix!« Er legte seinen Arm um ihre Schultern und beugte sich zärtlich zu ihr. »Weshalb mußte es auch so kommen? Ich wäre selig, der Seligste der Sterblichen gewesen, wenn du mich eines Tages aus Liebe erwählt hättest. Aber

aus Trotz gegen den Prinzen – kann ich mich nicht heiraten lassen. Das siehst du doch ein.«

Sie hob ihren Kopf und legte ihn zurück gegen seinen Arm und sah mit einem Blick zu ihm empor – mit einem Blick – Steine hätten auch weich werden müssen. Der arme Günther bekam einen ganz roten Kopf.

»Ich sehe es ein. Und ich habe auch schon über mein Leben entschieden. Ich werde Diakonissin. Und wenn du dann eine bessere Frau als mich gefunden hast, laß es mich wissen. Ich will dann aus der Ferne – für dein Glück – beten.«

Der Jammer war zu groß. Sie weinte ganz laut auf. Und Günther beugte sich noch tiefer, und Wange an Wange hielten sie sich still umfassen.

»Ich werde nie heiraten,« sagte Günther.

»Nein?! – Ach, das freut mich. Vielleicht hätte ich es auch doch nicht ertragen,« schluchzte sie.

»So bist du mir doch gut? Hat der Prinz einen kleinen Winkel in deinem Herzen für mich frei gelassen?«

Beatrix umfaßte ihn fester.

»Ich hasse ihn! Durch ihn habe ich ja dich verloren.«

»Und wenn jetzt, in diesem Augenblick der Prinz vor dich träte und dich feierlich zum Weibe beehrte?« rief Günther und hielt sie mit beiden Händen an den Oberarmen fest.

»Ich möchte lieber eine kleine Leutnantsfrau werden, würde ich sagen – ganz gewiß!«

»Hurra!« rief er und zog sie empor und schwenkte sie, als wäre sie eine kleine Puppe, einmal im Kreise.

»Also du willst,« schrie er lustig, »du willst? Wirklich und wahrhaftig um meinetwillen? Hurra!«

Die Sentimentalität schlug bei beiden augenblicklich in den größten Übermut um. Günther sumnte eine Tanzmelodie, und lustig walzten sie um den Flügel.

»Hier geht es ja sehr laut her.« Dorothea trat ein. »Welch unpassendes Benehmen!«

Beide liefen auf sie zu und umarmten sie, rechts und links. »Verlobungsfinale,« sprach Günther atemlos, teures Fräulein, wir bitten um Ihren Segen.«

»Was denn?«

»Du bist die erste, die es erfährt, süße Tante,« schmeichelte Beatrix. »Gib uns deine Einwilligung.«

Dorothea hob ihr Spizentüchlein an die Augen.

»Ich freue mich, Kinder,« sagte sie befriedigt, »daß ihr wenigstens daran denkt, daß auch ich hier einige Rechte habe. Werdet glücklich und behaltet mich lieb!«

»Tante Dorothea wird allezeit Hauptperson im Hause und im Herzen bei Leutnant Schmettau und Frau sein,« versicherte Günther, die Hacken zusammenschlagend, indem er die Hand grüßend an die Stirn hob.

»Auch wenn ich mein Vermögen milden Stiftungen hinterlasse?«

»Dann erst recht,« lachte Günther.

»Nein, Tante, das wirst du nicht tun. Konstanze steht dir näher,« bat Beatrix.

Obgleich es sie schwer kränkte, daß niemand viel Wert auf ihr Geld zu legen schien, konnte sie sich einer inneren Befriedigung doch nicht erwehren.

»Nun,« sagte sie milde, »es wird sich alles klären und ordnen. Wenn wir nur Botho erst von der Abenteurerin losgelöst haben. Deine arme Mutter! Wenn ich euch raten soll, stört sie heute nicht.«

»Wir begnügen uns heute mit Ihrem Segen, Vizemama,« rief der übermütige Leutnant, »und geben heute nur vor Ihnen Separatstellungen als unwiderruflich zum letztenmal verlobtes Brautpaar.«

Beatrix gab ihm einen Klaps auf den Mund, was Günther als Offizier sich natürlich nicht gefallen lassen konnte; doch suchte sie der Strafe durch einen Rundlauf um den Flügel zu entgehen, um schließlich wie ein gefangener Schmetterling in seinen Armen hängen zu bleiben.

So feierten sie die erste Stunde des neuen Lebens mit lachendem Munde und fühlten, daß der Sonnenschein in ihrem Gemüt reich genug sei, auch die dunkelsten Sorgen des Daseins zu übergolden.

11. KAPITEL

Am anderen Morgen begann das Leben im Schlosse schon früher, als es sonst aus Rücksicht auf die Gäste üblich war. Prinz Leopold und Herr v. Beulwitz wollten nach Kiel abreisen, von wo sie noch einmal auf zwei ruhigere Tage, als Beulwitz jetzt hier vergönnt gewesen, zurückzukehren dachten.

Die Gräfin, Beatrix und Konstanze standen in der Halle und verabschiedeten sich von den Herren, die Günther bis Travemünde begleiten sollte. Vor dem Portal standen die beiden Diener des Prinzen und sahen noch nach den Gepäckstücken auf dem Wagen. Eben fuhr auch der Landauer vor, in dem die Herren fahren wollten. Alles war bereit.

Da kam noch jemand die Treppe herab, jemand, an den alle gedacht und nach dem niemand zu fragen wagte: Botho. Unbefangen, mit einem Angesicht, das bleich, aber voll strahlenden Glückes war, näherte er sich der Gruppe.

Der freudige Schreck nahm seiner Mutter sekundenlang die Fassung. Schwer lehnte sie sich auf Beulwitz' Arm, ein tiefer Seufzer ging von ihren Lippen.

»Sehen Sie,« flüsterte er.

»Wir sind noch nicht zu Ende,« hauchte sie.

Botho mit dem Siegergesicht, mit der herrlichen Gewißheit, daß heute sein Glück auch sein Recht werde, plauderte noch ein paar heitere Worte mit dem Prinzen, schüttelte Beulwitz die Hand und sagte, daß er auch mit wolle.

»Nein,« bat die Gräfin mit einiger Anstrengung, »ich bitte Seine Hoheit, dich zu entschuldigen. Ich habe mit dir zu reden.«

In Bothos Augen leuchtete es auf.

»Teuerste Komtesse,« sagte der Prinz, Beatrixens Hand küssend, »zu meinen warmen Glückwünschen, die ich Ihnen und dem Herrn Leutnant bereits gestern abend ausdrückte, lassen Sie mich noch die Bitte fügen, daß, wenn ich in irgendeiner Weise Ihren Unwillen verdient haben sollte, Sie mir verzeihen wollen.«

»Ich wüßte nicht,« sprach Beatrix mit hochmütiger Miene, während ihre Augen Günther anblitzten, »daß ich zu zürnen gehabt hätte. Also kann ich auch keine Verzeihung gewähren. Leben Sie wohl, Hoheit! Wir werden uns schwerlich fürs erste wiedersehen, denn bei Ihrer Rückkehr von Kiel bin ich schon mit Tante Dorothea in Hamburg, um meine Aussteuer zu bestellen.«

Dann noch ein lebhaftes Durcheinander von Abschiedsworten und Händedrücken, und die Gäste fuhren fort.

Der Gräfin war's als zöge ihr letzter Mut mit ihnen. Sie sah auf das weit geöffnete Portal. Durch die offenen Tore konnte jetzt das Unheil in das Haus ziehen.

Mit langsamen Schritten kehrte sie in die Wohnräume zurück, von Botho und Konstanze gefolgt. Der Herbstmorgensonnenschein durchglühte die roten Vorhänge. Von den Wänden sahen die alten, dunklen Familienbilder herab. Schwer sinnend ging die lebende Gebieterin des Hauses unter ihnen hinweg.

»Tante,« flüsterte Konstanze, sich neben sie drängend, »Jack hat mir vorhin einen Brief zugesteckt, der für dich abgegeben ist.«

Jede Farbe wich aus den Wangen der Gräfin.

»Gib ihn mir,« sagte sie laut, »und gehe.« –

»Meine Mutter,« begann Botho, »ich soll heute mein Geschick aus deiner Hand empfangen. Du wirst, ich weiß und fühle es, mit deinem Segen ein Glück bestätigen, das mir nun doch selbst dein Fluch nicht mehr rauben kann.«

Sie erbrach den Brief.

»Einige Minuten Geduld,« sagte sie heiser, »Lydia hat selbst über euch bestimmt.«

Botho, nicht anders als durch frohe Ungeduld beunruhigt, trat von seiner Mutter hinweg an den Kamin und stocherte mit dem Eisen in den Kohlen umher. Daß sie in dieser Minute imstande war, noch erst irgendeinen Brief zu lesen, befremdete ihn seitens seiner allezeit gesammelten und gefaßten Mutter wenig. Daß es ein Brief Lydias sei, ahnte er nicht.

Die Gräfin fand einen Brief, dem ein geschlossenes Billett an Botho beigelegt war, und der mit großen, festen Zügen das Folgende sagte:

»Ich gehe, mein Wort zu halten. In wenigen Tagen werden Sie durch meinen Anwalt eine Urkunde erhalten, die

die Villa, die ich mir vor einigen Tagen durch Kauf erworben, nebst ihrem ganzen Inhalt an Konstanze Waldau als Eigentum übergibt. Es ist mein Wunsch, daß sie mit ihrer Mutter darin wohne, solange diese lebt, und daß, wenn die Zukunft Konstanzen das Glück gibt, das ihr Herz noch nicht zu hoffen wagt, die Villa in den Allmerschen Familienbesitz übergehe.«

Weiter nichts. Kein mildes Abschiedswort, kein Wunsch, keine Klage.

Die Gräfin konnte kaum zwischen den bebenden Fingern das Billett halten, das sie Botho nun reichte.

»Darin,« sagte sie, »steht dein Schicksal geschrieben. Nicht von mir, sondern von ihr, die du liebst.«

Botho richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf und sagte zögernd, erstaunt:

»Von Lydia? Sie hat entschieden!«

Er nahm das Billett, er öffnete es – eine plötzliche Angst beklemmte seine Brust.

»Mutter,« sprach er stockend, »ich will nicht – denken – daß du sie – gegen sie selbst und mich – zu Schritten bewogst . . . «

Er las. Seine Augen wurden groß und starr. Seine Lippen lallten. Die Gräfin, von einer eigentümlichen, grausamen Kälte gegen ihr eigenes Kind befallen, nahm ihm das Papier aus der Hand und las mit harter Stimme:

»Lebe wohl, mein Botho, ich muß mich auf ewig von Dir trennen. Ich schwor Dir, Dein Weib zu werden oder aus der Welt zu gehen. Richte Du, ob ich meineidig bin. Eine Schuld aus meinem Vorleben trennt uns. Ich halte, was ich schwor: ich sterbe für Dich, ich gehe aus der Welt.«

»Aus – der – Welt,« schrie Botho auf.

Er maß seine Mutter mit einem fürchterlichen Blick. »Du hast sie mir genommen,« sagte er rauh. »Du!« Wieder von grenzenloser Angst durchschüttelt, rief sie:

»Es mußte sein. Richte nicht jetzt.«

»Du!« stöhnte er wie ein Erstickender. »Du! Ein Leben ohne sie – ohne sie – ich trag' es nicht!«

»Botho!« flehte seine Mutter.

»Laß mich!« rief er wild. Er stürzte hinaus, seine Mutter folgte ihm. So flohen sie hintereinander her, die Treppe hinauf, den Korridor entlang. Aber die rasende Verzweiflung des Sohnes hatte raschere Füße.

Er riß die Tür zu seinem Wohngemach auf, er schlug sie hinter sich zu und schob den Riegel vor. Und draußen hob die jammernde Mutter die Hände gegen das Holz und tastete flehend daran umher.

Da – ein Doppelschrei – ein Schuß – ein dröhnender Nachhall durch das ganze alte Gebäude. Und dann Totenstille. Das Weib draußen war an der Schwelle zusammengesunken – ein feiner Pulvergeruch zog durch die Türritzen.

Drunten im Schloß wurde es laut. Man kam die Treppen hinauf.

Da raffte sich die Gräfin auf. Sie tastete sich an der Wand entlang zur nächsten Tür. Gerade als sie den Drücker mit der Linken umklammerte, zeigten sich die Köpfe der Dienerschaft über der Treppe; zugleich kam Beatrix durch den Korridor hergestürzt.

Die Gräfin hob ihr Haupt und allmählich ihre ganze Gestalt hoch und höher, bis sie stolz und fest dastand wie sonst. Sie streckte die Hand aus. Jeder, auch die eigene Tochter, las in dem furchtbaren, todesbleichen Angesicht, daß diese Schwelle niemand vor und mit ihr überschreiten solle.

Langsam ging die Tür auf, die in Bothos Schlafzimmer führte; langsam, Schritt um Schritt kam die Frau vorwärts, bis sie auf der Schwelle zu jenem anderen Gemach anlangte. Ihre Hand hob den Vorhang, und mit starren Augen sah sie auf den, der bleich und stumm hingestreckt lag. An seiner Seite kniete ein Mädchen und hielt seine blutende Hand an ihren Mund, als wollte sie mit ihren warmen Lippen den roten Strom versiegeln.

»Ist er tot?« fragte die Frau hohl.

»Nein,« rief Konstanze, »nein. Ich war da, und ich fiel ihm in die Arme, da streifte der Schuß nur seine Hand. Und nur der Schreck und der Schmerz – der *andere* Schmerz haben ihm die Besinnung genommen.«

Da ging ein Zittern durch die Glieder der Gräfin und ein Zucken über ihr Gesicht, und durch die Starrheit der Verzweiflung brach gewaltig die Rührung, die Dankbarkeit, die Freude.

Aufweinend fiel sie neben dem Mädchen in die Knie.

»Du hast mir meinen Sohn gerettet,« stammelte sie; »Gott wollte ich mir gnädig erhalten, deshalb nahm ich dich in mein Haus. Ich habe es erfahren, die Götter lassen nicht mit sich rechnen. Und doch bist du mir zum Segen geworden.«

Konstanze warf sich über den Geliebten:

»Er ist elend, er hat alles verloren. Was bleibt ihm noch auf Erden?«

Da stand die Gräfin auf, legte ihre Hand auf den blonden Scheitel und sagte leise:

»Ihm bleibt die Jugend, und die Jugend vergißt und hofft. Und du bist meine Hoffnung – seine Zukunft!«

Einige Monate später, der Winter neigte sich dem Frühling zu, reiste von San Remo eine kleine, aus drei Personen bestehende Familie dem südlicheren Italien zu. Es waren zwei Frauen und ein junger Mann. Die ältere Frau, eine stolze Erscheinung, schien in unablässiger Geduld und Milde um den Jüngling bemüht, dessen schmales Gesicht von überstandenen Leiden, dessen warm leuchtendes Auge von wiedererwachender Lebensfreude sprach. Die jüngere Frau oder vielmehr das junge, blonde Mädchen trug tiefe Trauerkleidung – sie hatte in San Remo ihre Mutter begraben.

In Rom machte die kleine Gesellschaft wieder für einige Wochen halt.

Und da geschah es eines Tages, daß die Reisenden in der Peterskirche einer Frau begegneten, die in der Tracht der Schwestern der heiligen Elisabeth – im schwarzen Kleid, grauen Zipfeltuch und grauen Hut, unter dem die eng die Stirn umschließende weiße Tüllkrause vorsah – neben einem höheren Geistlichen im Gespräch über die Marmorfliesen dahinschritt und quer durch das gewaltige Mittelschiff auf einen Altar in der Seitenhalle zuzugehen schien. Die beiden Gestalten verschwanden in der Kulisse der riesigen Säulenbündel.

Die stolze Frau, die ihren Arm in den des Sohnes gelegt hatte, schaute flüchtig und gleichgültig über die beiden in Kirchentracht hinweg; der Jüngling schaute vorwärts dem Tabernakel entgegen, und er übersah die beiden, wie er alle übersah, die in der belebten Kirche an ihnen vorbeigingen. Aber das junge Mädchen, das langsamer folgte, erschrak und blieb mit solcher Plötzlichkeit stehen, daß der Priester und die graue Schwester aufblickten.

Zwei Augenpaare trafen sich, aber die Schwester blickte ruhig. Wie sehr auch ein Angesicht sich verändert, wenn statt der natürlichen Umrahmung des Haares eine häßliche, weiße Krause es bis unterm Kinn eng umschließt, wie sehr auch eine Gestalt kleiner und unförmlich wird, wenn das faltige Gewand, das graue Tuch sie umwallt – dennoch, dennoch hätte das junge Mädchen darauf geschworen, daß es diese bleichen Züge kenne.

Sie stand und sah den beiden nach. Als sie zwischen den Säulen verschwanden, hielt es das Mädchen nicht länger. Unbekümmert um ihre Verwandten lief es der grauen Schwester nach.

Vor dem hohen Gitter, das eine Seitenkapelle von der Kirchenhalle abschloß, holte sie sie ein.

Der Priester hatte seine Hand erhoben, um einen Gitterstab gelegt, und stand in malerischer Pose da. Die Sonnenstrahlen, die durch die rotverhüllten Glasfenster der Kapelle in stäubchendurchtanzten Bündeln fielen, übergossen sein lila Kleid, seinen weißen Spitzenüberwurf und seinen mit grauem Pelz verbrämten Kragen mit warmem Licht. Sein Angesicht war das eines klugen, leutseligen Weltmannes. Die graue Schwester stand vor ihm, ohne Demut in der Haltung, in ruhiger Geschäftsmäßigkeit und machte sich dabei Notizen auf ein Täfelchen, das sie in der Hand hielt.

»Ich hatte gehofft, man sollte mich nicht gerade nach Deutschland berufen,« sagte die Schwester, als just das Mädchen sich näherte.

Oh – es war auch die Stimme – die verschleierte, müde Stimme – trotz der fremden Sprache.

»Lydia,« rief das Mädchen.

Die graue Schwester schrieb ruhig weiter.

»Lydia,« rief sie wieder und trat näher.

Der Priester fragte verbindlich, und sein leuchtendes Auge richtete sich mit großem Wohlgefallen auf das schöne Mädchen:

»Sie suchen jemand?«

»Oh, Lydia – Sie leben?« rief sie, die Hände gefaltet zu ihr erhoben.

Die Schwester sah sie an – fragend, wie man jemand ansieht, der sich unbegreiflich gebärdet.

»Was wünscht das Fräulein?« fragte sie den Priester auf italienisch, als verstehe sie weder Deutsch, noch Französisch. »Ich weiß es nicht, Schwester Magdalena. Das Fräulein scheint Sie mit irgend jemand zu verwechseln.«

Und beide schüttelten den Kopf und nahmen weiter keine Notiz von ihr. Konstanze zog sich tief bestürzt zurück.

Konnte die Natur so äffen, zweimal so ein Wesen nach gleichem Bilde zu schaffen? War es Lydia? Aber hätte dann nicht ein Wimpernzucken, ein flüchtiger Farbenwechsel sie verraten? War sie es nicht? Aber wenn das Antlitz täuschte, so konnte der gleiche Klang der Stimme nicht zum zweitenmal auf Erden sein. Seit damals, als Lydia verschwand und wenige Tage nachher noch eine von ihr unterzeichnete Schenkungsakte in Allmershof eintraf, war keine Kunde mehr von ihr zu erspüren gewesen, weder von ihrem Leben noch von ihrem Tode.

Hatte sie das »Aus-der-Welt-gehen« so gemeint? Gab es in einer Menschenbrust so viel Beherrschung, daß sie nicht erzitterte, wenn die Vergangenheit lebendig erscheint? –

Und wieder einige Monate später feierte man auf Allmershof eine Hochzeit. Auf dem knabenhaften Lockenkopf

Beatrixens saß die Myrtenkrone, und Günther war der selige und fröhliche Bräutigam. Seine Kameraden Lobedan und Frankenstein hatten Urlaub erhalten und wohnten der Feier bei. Frankenstein, obgleich er sich inzwischen anderweitig verliebt hatte, schwärmte neuerdings Konstanze an. Tante Dorothea, die während der langen Reise der Gräfin die Brautmutter gespielt, fühlte sich bei dieser Gelegenheit als Hauptperson. Günther hatte Botho vollständig aus ihrem Herzen verdrängt, und ohne daß jemand davon ahnte, hatte sie sich definitiv entschlossen, Günther und Beatrix zu ihren Erben zu ernennen.

Lobedan war grundsätzlich bei Hochzeiten ein trister Gesell.

»Man verliert immer einen Kameraden und bekommt selten ein Freundeshaus, da ich bei meiner notorischen Gefährlichkeit von den Kameraden nur ungern zu den jungen Frauen eingeladen werde,« sagte er.

Aber Günther versprach ihm, es daraufhin zu wagen, und Beatrix ernannte ihn schon am Polterabend zum Hausfreund.

»Wie ihr wollt,« sagte Lobedan düster, »ich sehe die ungeheuerlichsten Verwickelungen voraus. Denn es wird nicht ausbleiben, daß Beatrix schließlich einsieht, wie ich eigentlich der Rechte für sie gewesen wäre.«

»Das sagt er jedesmal, wenn sich ein Kamerad verheiratet, aber noch hat es keine eingesehen,« lachte Günther.

Auch Herr v. Beulwitz war gekommen. Er brachte ein kostbares Geschenk vom Prinzen und vom Herzog eine Einladung an die Gräfin, noch einmal einen Winter an dem Hof zu verleben, der ihre Jugendschönheit bewundert.

»Nein,« sagte die Gräfin mit einem langen, schwermütigen Blick auf den Freund, »nachdem ich den Frühling und Sommer meines Lebens gleichsam auf unnahbarer Gletscherhöhe gethront, fühle ich mich nicht wegessicher genug, noch im Herbst mein Dasein zwischen so viele fremde, neue Existenzen hinauszuführen. Kein Herz ist zu alt und zu fest, um gegen Stürme gerüstet zu sein, und ich – Sie haben es im vorigen Jahre gesehen –, ich kenne weder mein noch anderer Herzen. Ich bin nicht durch die Schule der Versuchungen gegangen. Mir ist seit damals, als gleiche ich einem zugedeckten Brunnen – wer weiß, was in diesen Tiefen schlummert. Ich wage nicht mehr, mich für gut zu halten – ich bin von den Unerprobten.«

»Die Erkenntnis, es zu sein, gibt dem Gemüte Halt, dem Urteil Milde,« rief Beulwitz warm. »Und durch Wärme und Milde haben Sie sich Ihren Sohn wiedergewonnen.«

Die Gräfin, die mit Beulwitz auf der Terrasse saß, sah in den abendlichen und festlich erleuchteten Park hinaus.

»Die Liebe des treuen Mädchens hat mehr gewirkt als meine Muttersorge,« sprach sie leise.

Eben traten unten Botho und Konstanze in den helleren Lichtkreis, den die erleuchteten Fenster um das Schloß schufen.

»Da reift eine Frucht,« sagte Beulwitz und deutete auf die beiden, die eifrig miteinander redeten.

»Ja,« rief die Gräfin glücklich, »dieses Mädchen hat meine Festigkeit, aber nicht meine Strenge. Mit einer Demut hat sie sich ihm und seinen Launen gefügt, die ihn mehr und mehr beschäftigt und sein männliches Bewußtsein hebt. Und doch, in all dieser Demut übt sie einen erziehenden Einfluß. Die Stunde, wo mein Sohn kommen wird, mir zu

sagen: »Ich liebe sie« – die Stunde wird mir Frieden geben. Denn dann ist Lydias Wunsch erfüllt, und das unselige »Verdammt du mich?« wird vielleicht nicht mehr den Schlaf meiner Nächte stören. Wenn ich nur dies eine wüßte: Wo und wann ist sie aus der Welt gegangen? Ist sie gestorben – vielleicht mit einem Fluch auf den Lippen?«

Beulwitz legte seine Hand auf ihre Finger, die sie zusammengefaltet im Schoß hielt.

»Sophie,« sagte er halblaut, »ich muß Ihnen ein Erlebnis berichten. Als vor ungefähr acht Wochen meine Frau leicht erkrankte, sich selbst aber sterbend wähnte und durch rasende Ungeduld und endloses Jammern die Geduld eines Engels hätte erschöpfen können, waltete an ihrem Bett ein Engel, den keine ihrer kindischen Unarten seine himmlische Geduld verlieren ließ. Es war eine graue Schwester von der Kongregation der heiligen Elisabeth, die sich der Krankenpflege widmen und die auch in unserer Stadt eine Station haben. Stimme, Gesicht gemahnte mich an die Baronin Pantin, die ich freilich nur einen Tag und halb aus der Ferne beobachtet. Aber der Prinz, der sie ja kannte, der mit ihr getanzt hatte, schwor darauf, sie sei es. Ich fragte Schwester Magdalena, ob sie früher den Namen Pantin getragen. Kein Zug veränderte sich in dem weißen Gesicht. Sie sagte, sie dürften über Namen und Herkunft nie sprechen. Ich hatte die Grausamkeit, ich verhehlte es nicht, in ihrer Gegenwart mit dem Prinzen, der meiner Frau täglich einen Krankenbesuch machte, von Ihnen, von Botho, von Allmershof zu sprechen. Aber die Medizinflasche in ihrer Hand, aus der sie Tropfen in einen Teelöffel zählte, zitterte nicht. War es Lydia – war es bloß eine Ähnlichkeit, die mich täuschte? Ist sie gestorben? Lebt sie Werken der Menschenliebe? Wir wollen

nicht forschen und fragen. Sie hat ihren Eid gehalten. Da sie Bothos Weib nicht werden konnte, ist sie aus der Welt – aus der weltlichen Welt gegangen. Und deshalb denken Sie versöhnt zurück und hoffnungsvoll vorwärts.«

Die Gräfin drückte innig seine Hand.

»Ja,« sagte sie mit feuchten Augen, »versöhnt. Es gibt ein Licht, welches die Bilder von Sündern zu Heiligenbildern verklärt – das Licht der Liebe und Geduld im Herzen voll Erkenntnis.«